This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Beiträge zur Heimatskunde
von
Znaim und Umgebung.
Heft 2

DB2500
Z66Z53
1901

Znaimer Bilder
aus
Vergangenheit und Gegenwart.

Gesammelte Abhandlungen
zur
Geschichte und Ortskunde des
Thaja-Gebietes.

I. Band.

Znaim, 1901.
Fournier & Haberler
(Karl Bornemann).

Die beste und verhältnismäßig auch billigste

Zeitung in Südmähren

ist das

Znaimer Tagblatt.

Das „Znaimer Tagblatt" kostet:

	monatlich	vierteljährl.	ganzjährig
In Znaim frei ins Haus .	Kr. 1·—	3·—	12·—
Nach auswärts mit Postversf. .	Kr. 1·40	4·—	16·—

Das „Znaimer Tagblatt" hat neben dem bisherigen Lesestoffe eine illustrierte Sonntags-Beilage, welche allgemeinen Beifall findet.

Zu Ankündigungen aller Art, Geschäftsanzeigen, Angeboten und Gesuchen von Wohnungen, Dienstboten 2c. ist das „Znaimer Tagblatt" bestens zu empfehlen.

Inserate im „Znaimer Tagblatt" sind billig und finden aufmerksame u. sofortige Beachtung, weil sie nicht unter einer Unmasse von Anzeigen verschwinden.

419.

Znaimer Bilder

aus Vergangenheit und Gegenwart.

Gesammelte Abhandlungen

zur

Geschichte und Ortskunde des Thaja-Gebietes.

I. Band.

Znaim, 1901.
Fournier & Haberler
(Karl Bornemann).

Inj. 23853/1
(2x)A ~~1941~~

Literatur über Znaim und Umgebung.

Znaimer Tagblatt. Reichhaltigstes Localblatt. Erscheint seit December 1897 an allen Wochentagen. Abonnementsgebür vierteljährlich für Znaim 3 K., nach auswärts mit Postversendung . . . 4 K. — h

Beilage zur Heimatskunde von Znaim und Umgebung.

Heft 1: Der Heidentempel in Znaim, seine Geschichte und kunsthistorische Bedeutung. Mit 15 Abbildungen. 29 Seiten . . . — K. 40 h.

Thajabilder. Touristische Federzeichnungen von Oskar Meister. 178 Seiten Octavformat . . . . . 2 K. — h.

Klosterbruck und seine Schicksale im Laufe der Jahrhunderte. Von Anton Vrbka, geheftet 94 Seiten . . . . . 1 K. — h.

Heimatskunde des politischen Bezirkes Znaim (Deutscher Antheil). I. Historischer Theil.

Heft 1 Frainer Bezirk: Chwalatitz, Edenthurn, Kurlupp, Liliendorf, Luggau' Schröfelsdorf, Zaisa, Vöttau. 47 Seiten 1 K. 20 h.

Heft 2 „ : Frain, Freistein, Ober-Fröschau, Landschau, Petrein, Schassa, Stallek. 55 Seiten . . . 1 K. 20 h.

Heft 3 Joslowitzer Bezirk: Kl.-Grillowitz, Joslowitz, Miezmanns, Waltrowitz, Zulb, Erdberg, Gr.-Grillowitz, Höflein, Possitz, Gr-Tajax. 58 Seiten 1 K. 20 h.

Heft 4 „ : Frischau, Grafendorf, Grusbach, Moskowitz, Probitz. 26 Seiten . . . . 1 K. 20 h.

Heft 5 Znaimer Bezirk: Baumöhl, Pöltenberg, Frainersdorf, 75 Seiten. . . . . 1 K. 20 h.

Heft 6 „ : Gnadlersdorf, Kaidling, Konitz, Poppitz, Dörflitz, Schattau, Gerstenfeld, Kallendorf, Naschetitz, Rausenbruck, Klein-Tajax, Urbau, 74 Seiten. . . . . 1 K. 20 h.

Heft 7 „ : Gurwitz, Hödnitz, Mühlfraun, Tasswitz, Borotitz, Lechwitz, Groß-Olkowitz, Panditz, Platsch, Prossmeritz, Schackwitz, Selletitz, Tesswitz a. d. Wiese, Töstitz, Wainitz. 106 Seiten. 1 K. 20 h.

Heft 8 „ Klosterbruck, Oblas, Pumlitz, Klein-Tesswitz, Zuckerhandl. 122 Seiten. . . 1 K. 20 h.

Heft 9 Geschichte der Stadt Znaim (in Vorbereitung!)

Heft 10 Gotteshäuser und Schulen der Stadt Znaim. Von Julius Wisnar. 174 Seiten. . . . . 1 K. 20 h.

Bezirkskunde der Bezirkshauptmannschaft Znaim. Zusammengestellt von Anton Janetschek. 18 Seiten mit einer Karte des politischen Bezirkes Znaim. . . . . — K. 40 h.

Stimmen vom Pöltenberge. Von Josef Bergmann, geheftet 1 K. 20 h. gebunden . . . . . 2 K. 40 h.

Znaimer Schnecken. Von Josef Bergmann, geheftet 1 K. — h. gebunden . . . . . 1 K. 60 h.

Znaims Volksfest am 23. und 24. September 1833, 48 Seiten Folio . . . . . — K. 80 h.

Eine Gedenkschrift über den am 23. bis 24. Februar 1799 durch Hochwasser erfolgten Untergang von Altschallersdorf. Von Anton Vrbka. 28 Seiten mit einem Situationsplan. 1899. — K. 40 h.

Die Schlacht bei Znaim im Jahre 1809. Ein Gedenkblatt, den Manen der wackeren Kämpfer vom 23. und 24. Juli 1809 gewidmet von Julius Wisnar, k. k. Professor. 24 Seiten . . . . — K. 40 h.

Geschichte der evangelischen Kirche in Znaim von der Reformationszeit bis zur Gegenwart. Nach Quellen verfasst von Heinrich von Gontard. Zugunsten des Pfarrhausbaufondes. 29 Seiten — K. 80 h.

Charles Sealsfield (Karl Postl), der Dichter beider Hemisphären. Sein Leben und seine Werke. Von Albert B. Faust, ph. D. 292 Seiten mit 3 Abbildungen. 1897. . . . . 4 K. 80 h.

Die Znaimer Gurke. Eine Studie von J. Zawodny. 32 Seiten mit 6 Abbildungen. . . . . — K. 50 h.

Erläuternder Katalog der keramischen Materialien-Mustersammlung an der keramischen Fachschule für Thonindustrie und verwandte Gewerbe in Znaim. Von Julius Sonntag, Professor an der Landesoberrealschule. 42 Seiten Text mit Tafeln 2 K. 50 h.

Die Ortsnamen der Znaimer Bezirkshauptmannschaft. Ein toponymischer Versuch von Julius Wisnar, k. k. Professor. 48 Seiten Groß-Octav . . . . . 1 K. — h.

Führer an der österreichischen Nordwestbahn und süd-norddeutschen Verbindungsbahn. Mit Schilderungen von Land und Leuten, Städtebildern und historischen Erinnerungen. Von Hugo Warmholz. 262 Seiten mit Holzschnitten . . . . . 2 K. — h.

Denkwürdigkeiten der Stadt Retz. Von J. K. Puntschert. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Holzschnitten und einer Radierung. 416 und 110 Seiten . . . . . 12 K. — h.

Rosenburg und Gars. Ein Ausflug in das Kampthal. Mit historischen Betrachtungen geschildert von Jul. Wisnar, k. k. Professor. Mit zwei Grundrissen. 32 Seiten . . . . . — K. 40 h.

Führer durch das Kampthal und das Thajathal im niederösterreichischen Waldviertel. Von J. Rabl 128 Seiten mit Illustrationen, gebunden . . . . . 2 K. — h.

Landkarten.

Generalstabskarten. Maßstab 1 : 75.000. Sectionen: Znaim—Nikolsburg - Drosendorf—Datschitz—Trebitsch—Brünn—Horn—Hollabrunn—Mistelbach. Jede Section unaufgezogen . . . . 1 K. — h.
Auf Leinwand zum Zusammenlegen. . . . . 1 K. 90 h.

Karten der k. k. Bezirkshauptmannschaften. Maßstab 1 : 225.000, jedes Blatt . . . . . — K. 24 h.
Sectionen: Znaim—Nikolsburg—Trebitsch—Mähr.-Kromau—Datschitz—Iglau.

Handkarte der k. k. Bezirkshauptmannschaft Oberhollabrunn. Maßstab 1 : 100.000. Unaufgezogen . . . . . — K. 60 h.
Auf Leinwand aufgezogen . . . . . 1 K. 20 h.

Vorräthig bei:

Fournier & Haberler in Znaim,
Buchhandlung, Oberer Platz.

Inhaltsverzeichnis.

Seite:

Sitten und Gebräuche im südwestlichen Mähren. Von Anton Vrbka.
- I. Kindheit und Jugendzeit 1
- II. Liebe und Liebeswerben 4
- III. Brautstand und Hochzeit 6
- IV. Weihnacht und Fasching 15
- V. Ostern und Kirchweihfest 17
- VI. Verschiedene Festtage 22
- VII. Volkshumor 24
- VIII. Aberglaube 26

An was uns das Kopaldenkmal erinnern soll? . . 30

Der Untergang von Altschallersdorf am 23. Februar 1799. Von Karl Bornemann. 36

Des alten Schallersdorf Untergang. Ballade von P. Gräf (aus dem Jahre 1845). 39

Zur Geschichte des Weinbaues in unserer Gegend. . 43

Wie der Schobeser entstand? 45

Theodor von Hörmann, ein Maler unserer Heimat. Von Ferry Beraton. 47

Der Abschied von Theodor von Hörmann. Von Karl Bornemann. 52

Die Rabensteinsage in deutsch-mythologischer Beleuchtung. Von Hugin. 58

Die Wolfgang-Kapelle in Gnadlersdorf und ihr Zusammenhang mit der germanischen Vorzeit . . . 64

Die preußische Invasion im Jahre 1866. Von Hans Wachenhusen. 68

Die Erdställe unseres Bezirkes. Von Anton Vrbka. 73

Das Hüterzeichen der Weingärten. Von Anton Vrbka. 82

Seite:

Zur Geschichte der Besiedelung Südmährens durch die Deutschen. Von Prof. J. Eschler. . . . 85
Unsere Gegend. Von Ludwig Hevesi. . . 105
Der Heidentempel, ein in Stein ausgeführter Halgadom. Von Hugin. 112
Vom großen Unbekannten (Charles Sealsfield). . . 115
Die Erlösung einer Seele aus dem Fegefeuer. Eine Klostergeschichte, die sich im Jahre 1697 in Znaim zugetragen hat. Von Anton Vrbka. 117
Das deutsche Volkslied in Südmähren. Von J. Žak, k. k. Musiklehrer in Brünn. 121
Das ehemalige St. Johannes-Kirchlein am unteren Platze in Znaim. Von Karl Boruemann. . . 126
Zwei interessante Fundstätten mineralogischer Vorkommen in Znaim. Von Anton Vrbka.
I. Die Caolingruben von Winau. . . . 131
II. Die Serpentinfelsen von Černin bei Jaispitz. . 133
Znaims Urgeschichte, ein völkisches Geschichtsbild. Von Anton Vrbka. 135
Von Malbäumen und Rolandsäulen. Von Anton Vrbka. 141
„Oesterreich, wie es ist." 1828. Von Charles Sealsfield. Von Anton Vrbka. 146
An der Thaja. Von K. W. 153
Unser neues Theater. 158

Als Beilage:

Schematischer Plan der Sitzplätze im neuen Znaimer Stadt-Theater.

Druckfehler-Berichtigung.

Seite	63	Zeile	2	von unten:	„klaubt" statt „glaubt".
„	82	„	16	„ oben:	„entweder" ist zu streichen.
„	83	„	11	„ unten:	„Munter" statt „Nie aber".
„	84	„	11	„ oben:	„sterket" statt „strecket".
„	84	„	12	„ „	: soll heißen „vertreibt" den Husten
„	84	„	4	„ unten:	„unserem" statt „unser". .

Vorwort.

Es ist ebenso bedauerlich als unbegreiflich, dass die Kunde der einheimischen Verhältnisse und der heimatlichen Vergangenheit wenigstens bei uns zu Lande verhältnismäßig noch so wenig treue und eifrige Freunde hat, obgleich es doch für jeden Menschen das Wichtigste sein sollte, den Boden gründlich zu kennen, auf dem seine Wiege stand, der ihm Wohnung und Nahrung bietet. Noch seltener ist es, dass sich befähigte und federgewandte Männer finden, welche dem Studium der Heimatkunde ihre Zeit widmen und geneigt sind, zur Verbreitung der historischen und topographischen Kenntnisse unserer Gegend beizutragen. Und doch kann nur durch möglichste Verbreitung dieser Kenntnisse die Liebe zur Heimat geweckt und gesteigert werden: nur, was man näher kennt, kann man mit Liebe festhalten.

Allerdings ist das Studium unserer heimatlichen Verhältnisse nach allen Richtungen hin ein sehr mühevolles. Außer den historischen Forschungen, welche Anton Hübner in seinen „Denkwürdigkeiten der Stadt Znaim" (3 Theile 1843 bis 1854) niedergelegt hat, und welche in erweiterter Form 1869 von Victor Hübner und Michael Retoliczka herausgegeben wurden, existierte keine größere Arbeit. Alle kleineren Studien aber sind so zerstreut und so schwer zugänglich, dass bis jetzt jeder neue Forscher immer wieder von vorne anfangen musste, den Stoff zusammenzutragen. Zwar ist manche wertvolle Abhandlung im Laufe des letzten halben Jahrhunderts in den Znaimer Localblättern und in den Programmen der hiesigen Lehranstalten, in Fest- und Gelegenheitsschriften, auch in auswärtigen Zeitungen und Fachblättern erschienen, aber diese Monographien sind noch in keiner Bibliothek systematisch gesammelt worden, und von mancher der durch den Druck verviel-

fältigten Arbeiten werden sich kaum noch 2 oder 3 Exemplare vorfinden, gerade als wären es „Klosterbrucker Drucke", die vor 300 Jahren das Licht der Welt erblickt haben.

Das Schicksal vergessen zu werden, verdienen diese mühevollen Studien gewiss nicht, sie würden in ihrer Gesammtheit der Stadt zur Ehre und den Bewohnern unseres Bezirkes zur Freude gereichen. Darum soll mit der nachstehenden Sammlung von „Abhandlungen zur Geschichte und Ortskunde des Thaja-Gebietes", wie sie der Zufall zusammengefügt hat, der Versuch gemacht werden, die neueren Forschungen unserer Ortschroniſten und die schwungvollen Leistungen unserer Dichter und Feuilletoniſten vor dem Schicksale von Eintagsfliegen zu bewahren.

Die im vorliegenden Bändchen vereinigten Beiträge sind ausnahmslos in den Jahrgängen 1898, 1899 und 1900 des „Znaimer Tagblatt" erschienen, welches es sich zur besonderen Aufgabe gemacht hat, die Heimatskunde zu pflegen, und welches auch gern und dankbar weitere Beiträge zur Kenntnis unseres Landes und seiner Bewohner veröffentlichen wird.

Ich bitte, mich in diesem Bestreben freundlichst zu unterstützen und hoffe, dass der Gedanke, welcher dieses Büchlein entstehen ließ, allenthalben im südlichen Mähren willkommene Aufnahme finden wird, nicht zuletzt bei den Herren Verfassern, deren fleißigen Arbeiten ich eine längere Lebensdauer und eine tiefergehende Wirkung verschaffen wollte.

Znaim, am Sylvesterabend des Jahres 1900.

Karl Bornemann.

Sitten und Gebräuche
im südwestlichen Mähren.

Von Anton Vrbka in Klosterbruck.

Höchste Zeit ist es, die Erscheinungen des Volkslebens früherer Zeit aufzuzeichnen, ehe sie von der ernüchternden Einwirkung der in die verborgensten Winkel hineinleuchtenden Civilisation und der daraus folgenden Emancipation aus früheren Verhältnissen weit zurückgedrängt werden, und bevor sie dem Gedächtnisse des jetzt lebenden Geschlechtes entschwinden.

I. Kindheit und Jugendzeit.

Über die Herkunft der Kinder herrschen bei uns die verschiedensten Meinungen. So hört man, man fange sie auf der Reuter, man beutle sie vom Baume, es bringe sie das große Wasser, der Storch oder die Godl (Pathin), sie schwimmen auf der Thaja u. s. w.

Ungefähr 14 Tage vor der Geburt des Kindes bekümmert man sich um die Gevattersleute (Taufpathen). Kommt das Kind auf die Welt, so ladet die Hebamme die Pathen zum Taufgang ein. Sie kommen ins Haus, in welchem sich das Neugeborene befindet, und geben den Eltern desselben die Hand mit den Worten: „Gevatter (Gevaterin), wenn ich Euch beleidigt habe, so verzeiht mir". Der Täufling wird durch sie in Empfang genommen und nach der kirchlichen Function der Wöchnerin mit den Worten: „Da bringen wir Euch aus einem Heiden einen Christen" übergeben. Die Pathen haben kurz vorher dem Täufling ein Geschenk, zumeist Geld in Silber oder Gold „eingebunden". ('s Gevatterstehn is a Ehr, aber ön Beutel machts leer.) Sie werden jetzt zu einem Taufschmaus geladen, der oft den ganzen Tag dauert. Öfters wird das „Kindelmahl" auf 8 — 14 Tage verschoben, wenn augenblicklich das nöthige Geld nicht zur Verfügung steht oder die „Sau" bis dahin Galgenfrist erhalten hat. Schon nach 14 Tagen findet die „Vorgang" statt. Die Wöchnerin besucht nämlich die Kirche, wo der Priester über sie Gebete spricht, und sie dann, eine brennende Kerze in der Hand,

*) Mit besonderer Genehmigung der Redaction abgedruckt aus der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde" II. Jahrgang Nr. 5 und 6.

mit ihren Begleiterinnen an einem Opfergange theilnimmt. An diesem Gange nehmen alle Weiber theil, die der Wöchnerin mit einer Gabe, die in Eßwaren besteht, gedacht haben. Die Pathen schicken der Wöchnerin durch 5 Tage die sogenannte „Suppe“.[1]) In der That sind es aber soviel Eßwaren, daſs sich täglich zwei Familien daran sättigen könnten. Es kommen Eierkrapfen, Zuckerwerk, gekochte und gebratene Hühner, Schinken, Liqueur, und das Ganze endigt mit einem großen Topf Kaffee, zu dem um 1 fl. Semmeln beigelegt werden. In manchen Ortschaften wird am ersten Jahrestage der Geburt des kleinen Weltbürgers abermals ein Schmaus veranstaltet.

Diese ersten 3 Tage nach der Geburt muſs die Wöchnerin sorgfältig gehütet werden und darf um keinen Preis allein gelassen werden, sonst kommen die „Druden“[1]) und vertauschen das Kind mit einem „Wechselbalg“. Nähert man sich in dieser Zeit der Wöchnerin, so muſs man sie und das Kind mit Weihwasser bespritzen. Die Zeit nach dem Abendläuten ist für die Wöchnerin am gefährlichsten. Eine Bäuerin sagte mir, daſs sie einmal nach dem Abendläuten von ihrem Manne, der sie schlafend wähnte, allein gelassen wurde. Da kamen die Hexen und Druden und wollten ihr das Kind mit Gewalt entreißen. In namenloser Angst preſste sie das Kind an sich und schrie um Hilfe. Man fand sie ohnmächtig und in Schweiß gebadet.[2])

Ist das Kind einige Jahre alt geworden, dann besucht es öfters die Pathen, die es regelmäßig am Geburtstage mit einem Geschenke überraschen. Im Verkehre reichen die Pathen ihren Täuflingen die Hand.

---

[1]) Grimm erzählt, daſs die Wöchnerinnen die schuldigen Zins- und Rauchhühner essen durften, wenn sie nur dem Amtmanne die Köpfe von denselben schickten. Bei uns wird für die Wöchnerin ausschließlich Hühnersuppe gekocht.

[1]) Diese Druden waren einst germanische Priesterinnen, die durch eine feierliche Handlung in den ersten Tagen Kind und Mutter reinigten. Als diese Priesterinnen auch noch unter dem immer mächtiger erstarkenden Christenthume ihre Pflicht gegen die alten Götter erfüllten, wurden sie von den katholischen Priestern zu Begleiterinnen der Teufel (der alten Götter) gestaltet und begleiteten diese höllischen Majestäten sammt den Hexen (Hagissen-, Wächterinnen der heiligen Haine) auf allen ihren gefährlichen Excursionen.

[2]) Zum Einschläfern des Säuglings gebraucht man folgende Liedchen:

1. Schlof, Kinderl schlof,
Dei Voda is a Grof,
Dei Muada is a Bauerndirn.
Thuat dos kloane Kind einwiagn.

2. Heidl, popeidl
Ins Hobernstroh,
Es sticht di koa Federn,
Es beißt die koa Floh!

3. Madl, Madl, schlof,
Im Gortn san dö Schof,
Dö schwarzn und dö weißen,
Dö könnt'n 's Madl beiß'n.

4. Hutschi, putschi heidle,
Draußt san greani Stäudle,
Hängen rothi Ber'n dron,
Unsa Büaberl schlofst ja schon!

Ist der Täufling zur ersten Communion berufen worden, dann bekommt er von seinem Taufpathen eine große Wachskerze mit einem weißen Seidenbande geziert, in dem ein Myrtenstrauß steckt. Über den rechten Arm erhält er eine ähnliche Bandschleife. Das Mädchen erhält von ihrer Pathin ein weißes Kleid, einen Myrtenkranz und eine Kerze. Die Haare des Mädchens werden künstlich geflochten. So erscheinen die Kinder zur Communion. Sie werden nach der oft eindringlichen und erschütternden Ermahnung des Priesters, am Glauben fest und treu zu halten, von ihren Taufpathen zur reich besetzten Tafel geführt. Dies geschieht am weißen Sonntag.

Nach dieser Zeit tritt der Taufpathe mehr in den Hintergrund. Der Täufling denkt langsam daran, sich einen recht reichen Firmgöd (Firmgodl) auszusuchen. Ausgenommen die Firmgeschenke, die bei Knaben in einer Taschenuhr, bei Mädchen zumeist in einem Gebetbuch bestehen, ist anlässlich der Firmung nichts besonderes zu erwähnen. Die Nähe Wiens bringt es mit sich, dass die meisten Kinder bei St. Stephan gefirmt werden, oder sie warten zu, bis nach längeren Intervallen der Bischof von Brünn in irgend einer größeren Gemeinde des Bezirkes erscheint.

Der Schule entwachsen, schließt sich das Mädchen mehr der Mutter an und lebt mehr abgeschlossen. Der Knabe nähert sich seinen älteren Geschlechtsgenossen und erscheint am Fasching und am Kirchtag zuerst auf der Bildfläche.

Zuerst macht er sich als „Druntertanzer", d. i. einer der gegen Geld die Erlaubnis erhielt, unter den erwachsenen Burschen mitzutanzen, bemerkbar, er begleitet die Ortsburschen über deren ausdrückliche Erlaubnis auf ihren nächtlichen Spaziergängen, und Sängerfahrten, bis er sich endlich nach dem vollendeten 15. Lebensjahre „einkauft." Mit einem Viertel- bis Halbeimer Wein kauft sich der Jüngling vor dem 1. Mai in die „Irkn" der Burschen ein. Weil gewöhnlich ein ganzer Jahrgang in diese Gemeinschaft aufgenommen wird, so wird aus den Einstandsgeldern eine Maimusik bestellt. Im Dorf Konitz haben die Ortsburschen einen Thonkrug aus dem Jahre 1790, der von dem sich Einkaufenden gefüllt werden muss, aus dem er auch trinkt. An diesem Tage sinkt gewöhnlich der Neuling in der „Irkn" (Irrgehn) mit jämmerlichem Gesichte unter den Tisch.

Sein Vater entschuldigt ihn aber sofort: „Der Bui muss arbeiten wie a Ross, konn er Wein trinken a". Jetzt ist der Jüngling im Vollbesitze aller den Ortsburschen zukommenden Rechte, er ist ein „Eingekaufter." Er verkehrt jetzt in ihrer Gesellschaft, macht alle Unterhaltungen mit, nimmt an den vielen

tollen Streichen theil, singt die Nächte hindurch wacker mit, paßt den fremden Dorfburschen, die ins Dorf „fensterln“ kommen, auf, theilt aus und bekommt tüchtige Schläge, und was die Hauptsache ist, er darf sich jetzt ein „Mensch“ (Mädchen) aussuchen. Bei dieser Wahl stehen die Eltern ihm mit gutem Rathe zur Seite.

II. Liebe und Liebeswerben.

Während der Zeit der Liebe geht der Bursche abends zum Fenster der Geliebten (fensterln). Ist er außerhalb des Dorfes oder beim Militär, und schreibt er einen Brief, so steht gewiss auf dem Couvert die Klausel: „Eigenhändig zu übergeben“. Vor den Dorfbewohnern ist es längst kein Geheimnis, welche Dorfschöne die Auserkorene dieses oder jenes jungen Mannes ist. Wenn die Mädchen auf dem Tanzboden in einem noch so großen Kreise herumstehen, ein Wink mit dem Zeigefinger von Seite des Burschen bringt das Mädchen sofort in eine auf den Zeichengeber gerichtete Bewegung. Niemals findet hiebei eine Verwechslung oder ein Irrthum statt. Kam einmal um Mitternacht die Damenwahl und trat ein Ortsbursche mit dem Rufe zwischen die Wirtshausthür: „Menscher, kummts eini, es kummt die Damenwahl“, dann drängte sich gewiss auch alles in den engen Raum und reckte sich beinahe den Hals aus, um zu sehen, welchen „Buim“ die oder jene Schöne nimmt. Gar beim Federschleißen erst, da Bursch und Mädchen ihre Vierzeiler recitieren oder ihr Liedl singen, wird es ganz gewiss offenbar, wer wen „mag“.

Einige ältere Vierzeiler und Lieder aus Grusbach und Umgebung, die früher der Ausdruck der Jugend und der jungen Liebe waren, seien hier eingeschaltet:

1. Wonn i aufsteh, wonn i einsponn, wonn i aussponna thua,
   So bin i holt ollweil a lustiga Bua!

2. A gscheckerts Paar Ochsen
   Und a blumati Kui
   Gibt mr mei Voda,
   Wenn i heiroten thui.
   Heirotn thu i nit,
   Weils mi nit gfreut,
   Zu dir geh i nimma,
   Da Wee is mr z'weit.

3. A Stodtmadl is gegen a Londmadl gar nix,
   Wonns a von Kuastall stinkt, dös macht ihr nix.
   A Fleisch homs, fest wie Bärn,
   Frisch sans, wia Nußkern,
   Essen, wia da Hirsch im Wald,
   Dems Grosn g'folld.

4. Schworzauget muasst sei,
   Wonnst mei Diandl wullst sei,
   A guats Herz in da Brust,
   Sunst hob i koa Lust.
   Kloan bin i, des woaß i,
   Groß kon i no wern,
   Und an Schotz muaß i hom,
   Wia a Hoslnußkern.

5. Zöm omat am Beri
   Steht a Hirsch und a Reh.
   Ich thats holt gern schiaßen,
   Obas Herz thuat ma weh.

Won i geh, won i steh,
Won i sitz, won i lahn,
Is mei Herz wia Stoan.

6. Auf der Hoad draußt
Is a Mensch draußt,
Wons a Schöni war,
So war i längst draußt.
— Wals a Wüldi is,
So bleibs ma oh g'wiss.

7. An Sprung über d' Gossen,
An Juchatza drauf,
An Klopfa aufs Fensterl,
Schöns Schotzerl, mach auf.
Und wonnst ma nit aufmochst,
So lossst as hold bleibn,
Moring is Kirito,
Konnst a dahoam bleibn.

8. Wonn i wispel und schrei
Und du meldst die nit glei,
So konn is eh scho vastehn,
Dass i weita soll gehn.

9. Ei du schwarzaugati,
Gelt für di daugat i,
Gelt für die war i recht,
Wonn i die möcht.

10. Scheint der Mond so schön
I meines Votas Gortn,
Bui, wo bleibst so long
Und lossst mi worten?
Hob i dir nit gsogt:
„Kimm um holba acht?"
Daweil bist käma erst
Um holba neuni;
Wort, verflixter Bua,
Jetz därfst nit eini.

11. Schworz wia die Kersch'n
— Os därfts mas glaubn —
San meinem Dirndl ihre Augn,
D' Zähnt san so weiß wia a Elfenboa(n),
S' Fleisch is so hort wiar a Stoa(n),

12. A Ringerl am Fingerl,
A Kranzerl am Hoor,
Und so gema zum Pforra,
Schau, so wern ma a Poor.

13. Mei Schotz is a Reita,
A Reiter muiß sein,
S' Ross ghört dem Kaisa,
Der Reiter g'hört mei.
Mei Schotz is a Moler,
Er molt ma mei Gsicht.
Der molt mas so sauber,
Doss koan Menschen gleich sicht.
Mei Schotz is a Schmied
Oba brennt is a nit.
Jatzt los a man brenna,
Sunst kennat i 'n nit.
Mei Schotz is a Schreiber,
A Schreiber muiß sei,
Er schreibt ma an Liabsbrief,
An Gruß a glei drei.
Mei Schotz is a Jaga,
A Lump, a vadratha,
Er geht aus mit der Büchs,
Oba hoam bringt er nix.

14. Wonn i a Schneider wa,
War i a Goas,
Müasst i a Müli gebn,
Dös war a Gspoas.

Einiges vom Thajaboden (die Ortschaften im Klosterbrucker Thalkessel):

1. Rother Apfel, gelbe Birn —
Wär i heut bei meiner Dirn
Nur a klane Virtelstund,
Dass i reden mit ihr kunnt.

2. Geh i füri für a Gaderfenster,
Seh' i lauter schöne Menscher,
Geh i über'n grünen Klee,
Seh' i meine Liebste stehn:
„Wort, nur wort, du saubere Dirn.
Dein Herr wird dir'n Bugel schmiern,
Wird di peitschen mit dem Zehnd
(Ochsenziemer),
Dass du wirst a Johr ausstehn,
Konnst nit woschen, konnst nit kochen,
Konnst 'n Herrn ka Hemed mochen,
Konnst ka Kraut nit brennen ein,
Was wirst du für Wirtin sein?"
Antwort:
„Der Herr, der därf sich um mi nit sorgen,
Wos i heut nit konn, konn i morgen,
Und wonn i a nit Olles konn,
Muiß' mrs lernen mei lieber Monn".

3. Höre mich du liebe Kleine,
Dich als Göttin bet' ich an;
Du kannst geben mir das Leben
Und löschen meine Herzensflamm!"
Antwort:
„Traudl hoaß i, gor nit woaß i,
Wos is Göttin für a Thier.
Wann dei Herz is brennet wurden,
Du konn i nix dafür — häfts nit anzunden!"

4. „O Tyrannin, o Tyrannin, du bist
Schuld an meinen Tod —
Es wird dich reu'n, wirst Blumen
streu'n dort an jenen kühlen Ort."
„Schauts den Kecken,
Der will verrecken,
Blumen will er a dazu.
Blumen, die verwelken,
Geb i lieber meiner Kuh."

5. Weiße, weiße Hollerblüh
Mitten a Bladerl,
Es gibt ka schöners Maderl,
Als die Jungfer Kaderl.
Wer die Jungfer Kaderl will hobn,
Muss Buschen und Bänder trogn,
Buschen und Bänder trog i nit,
Die Jungfer Kaderl mog i nit!

III. Brautstand und Hochzeit.

Hat sich der Bursche mit seinem „Mensch" wegen des Heiratens ins Einvernehmen gesetzt, so geht er um die Hand seiner Liebsten zu deren Eltern anhalten. Bisher hat er sein Mädchen nur auf dem Tanzboden, beim Fensterln oder beim gewöhnlichen Stelldichein an der Hausthür gesprochen. Der Eintritt ins Haus war ihm verwehrt. Er hat sich wohl gehütet, seinem Mädchen das Eheversprechnis unter der Dachtraufe zu geben, denn dies würde zerrinnen. Er oder eine Basel oder ein von ihm auserwählter Vertrauensmann: „Heiratsmann" genannt, erhalten von den Eltern der Braut die Gewissheit, dass der beabsichtigten Heirat nichts im Wege stehe. Jetzt erst darf der junge Mann seine Auserwählte in deren Hause besuchen. Die Väter, bez. die Vormünder des Brautpaares und die auserwählten Trauungszeugen (Beistände) erscheinen an einem Sonntag abends im Hause der Braut zum „G'wissmachen". Sie stellen hiebei alle die Modalitäten fest, unter denen dann später der Heiratscontract beim Notar abgeschlossen wird. In manchen Gemeinden geht dem „G'wissmachn" das „Versprechnis" vor. Beide Besprechungen haben zum Zwecke, die Mitgift[1]) des Brautpaares endgiltig festzustellen und bilden für das Brautpaar eine Art Verlobung.

Braut und Bräutigam begeben sich mit ihren Beiständen zum Pfarrer, der nach genauer Matrik feststellt, dass kein Ehehindernis vorliegt. Dann verkündet er das Brautpaar von der Kanzel herab, dasselbe wird von der Kanzel „oig'schmiss'n". Nach der 2. Verkündigung geht das Brautpaar zum Pfarrer „beten" (ins Examen).

Nach der 3. Verkündigung gehen der Bräutigam und die Braut, die Brautführer, Kranzeljungfern und die anderen Hochzeitsgäste einzuladen. Die Kranzeljungfern treten zusammen und binden für die Hochzeitsburschen „Hutkranzeln", die sie am Hute derselben befestigen, überdies schmücken sie dieselben noch mit mächtigen grellfarbigen Bändern. Diese Beschäftigung der

[1]) Die Rinder, die die Braut mitbringt, erinnern an die altgermanische Brautgabe.

Kranzljungfern nennt man Kranzleinbinden. Das Entfernen dieses Hutzierraths findet acht Tage nach der Hochzeit gelegentlich einer Kellerpartie statt und heißt Kranzlausbinden.

Diesen Hut auf dem Kopfe, im Festtagsgewande, eine weiße Schürze vorgebunden, gehn jetzt die „Hozatbuima" unter Pistolenknall und fröhlichem Gesange abermals einladen: „Braut und Bräutigam lassn Enk schön griaßn und lodn Enk auf Hozat ei". Müssen sie über Feld, so führen sie hübsche Rosse mit „Bandeln und Glinseln".

Am Hochzeitstage versammeln sich die Gäste des Bräutigams in seinem Hause, die der Braut bei ihr.

Die Hochzeitsburschen holen den Bräutigam ab, um ihn in das Haus der Braut zu geleiten. Bevor er sein Haus verlässt, leistet er dem Vater Abbitte, der ihm Glück wünscht und ihn ermahnt, mit der Braut ehrlich zu leben. Der Vater reicht seinem Sohne die Hand und bespritzt ihn mit Weihwasser.

Die Musikbande spielt unterdessen vor dem Hause lustige Stücke, die Hozatbuima credenzen Wein und vertheilen unter die Anwesenden Backwerk, während im Hause selbst zumeist Glühwein getrunken wird.

Der Bräutigam erreicht unter Musik, Pistolenknall und „Juchherufen" das Haus der Braut. Sie ist zumeist in einem Zimmer ganz allein, oder nur umgeben von Personen, welche ihr beim Ankleiden behilflich waren.

Nachdem ein Frühstück eingenommen worden ist, hebt ihr Beistand an: „Schauen wir, dass wir die Braut finden!" und geht in das Zimmer, wo sich dieBraut befindet, kehrt aber mit einer anderen Person zurück und fragt den Bräutigam: „Ist es diese? Der Bräutigam verneinte die Frage. „No, sie hot obr g'sogt, sie is es". — „I kenns nit". Nachdem diese absichtliche Verwechslung sich öfter wiederholt hat, meint der Beistand: „So woaß i nit, was du für oani willst, do muass i no amol schaun". Endlich erscheint die Braut, welcher der Bräutigam freudig zuruft: „Die is es!" Darauf der Beistand: „No endli hon ichs g'funden!" Sodann stellt man sich in die Nähe des Weihkessels, und der Zeuge von Seite der Braut gibt noch folgende Lehre: „Das wisst Ihr, in welchen Stand Ihr Euch begebt. Meidet jeden Zwist und jede Streitigkeit. Wenn Ihr wollt, könnt Ihr Euch jetzt noch scheiden, seit Ihr einander aber lieb und wert, so gehn wir zur Trauung."

In Erdberg und Umgebung spricht der Beistand des Bräutigams: „Theuerste Freunde! Es wird Euch wohl wissentlich sein, dass wir vor einigen Tagen einen Vertrag abgeschlossen

haben. Wenn es nun Euer Wille ist, so bitte ich, uns die Braut vorzuführen."

Darauf der Beistand der Braut: „Hier stelle ich die Jungfer Braut dem jungen Herrn Bräutigam vor und übergebe sie aus meiner Hand in Eure Hand, damit ihr sie führet zum Altar, wo sie empfangen wird das hl. Sakrament der Ehe. Wenn es nun so Euer ernstlicher Wille ist, so reichet einander die Hand."

Sodann die älteste Brautjungfer: „Hochgeehrtes Brautpaar! Bevor wir dieses Haus verlassen, will ich einige Worte an Euch richten: „Werdet christliche Eheleute, denn ein christlicher Hausvater und eine christliche Hausmutter sind die Zierde eines Hauses. Denket oft an Gott, denn an Gottes Segen ist alles gelegen. Lieber Herr Bräutigam! Vor kurzem habe ich Euch kennen gelernt. Ich habe ein starkes Vertrauen zu Euch gefaßt. Ihr werdet wohl eifrigst bestrebt sein, Euer gegebenes Wort zu halten. Und ihr liebe Jungfrau Braut, tretet jetzt als Kind aus diesem väterlichen Haus, Ihr verlasset Vater, Mutter, Geschwister und Freunde, verlasset den Ort, wo Eure Wiege stand, um Eurem Mann zu folgen, den Ihr Euch selbst erwählet habt. Euretwegen, Braut und Bräutigam, ist die ganze Freundschaft hier versammelt, um Zeuge zu sein von Eurem neuen Bunde.

Bittet daher Eure Eltern um den heiligen Segen. Danket ihnen für Alles und auch Gott, der sie Euch so lange am Leben erhalten hat.

Und jetzt begleiten wir Euch in das Gotteshaus . . ."

Die Braut kniet an der Thürschwelle nieder, neben ihr der Bräutigam. Nach empfangenem Segen verläßt die Braut laut schluchzend das Haus, ein weißes Tuch vor das Gesicht haltend.

Der Hochzeitszug zur Kirche zeigt zumeist gleich nach der Musik an der Spitze den Bräutigam. Jedoch hat auch die Braut in manchen Ortschaften den Vortritt.

Im 1. Falle geht der Bräutigam mit seinen Beiständen, dann folgen die übrigen Männer, hierauf folgt die Braut mit den Junggesellen und Kranzeljungfern, am Schlusse des Zuges die geladenen Frauen.

Im 2. Falle gehen voran mit der Braut die Brautführer, Kranzeljungfern und Junggesellen, dann folgt der Bräutigam mit den Männern und geladenen Gästen.

Aber auch folgende Anordnung kommt (gegen Niederösterreich zu z. B. in Kallendorf) vor: Voran die Braut mit ihrem Führer, die Kranzeljungfer mit dem Bräutigam, die Kranzelburschen mit den Kranzelmädchen, die Hochzeitsgäste und endlich die Musik.

Nach diesen Zusammenstellungen des Zuges richtet sich auch

die Vertheilung der Plätze auf dem Wagen, wenn der Hochzeitszug über Feld führt.

In Freistein wird der Bräutigam immer auf einem Wagen, dem zwei Ochsen vorgespannt sind, zur Kirche geführt.

Die Mütter des Brautpaares begleiten den Hochzeitszug nicht zur Kirche, sie bleiben zu Hause.

Nach erfolgter Trauung findet ein Opfergang statt. Hiebei verlangt die Braut vom Bräutigam Geld, um opfern zu können, wobei sie angibt, sie habe ihr Geldtäschchen zu Hause vergessen.

Je nachdem sie nun einen Kreuzer oder die ganze Geldbörse erhält, werden nun die Schlüsse zuläßig, wem weiterhin das Recht zukommen wird, über Geldmittel zu verfügen.

Ähnlich reißt die junge Frau das Hauscommando an sich, wenn es ihr oder einer Kranzeljungfer gelingt, den Kranz, welcher dem Bräutigam während der Trauung auf den Kopf gelegt wird, zu erbeuten. (Thajaboden.)

Nach der Opferung knieen die Vermählten an den Stufen des Altars nieder und werden von den andern Hochzeitstheilnehmern beglückwünscht.

Heiratet ein Bursch ein Mädchen aus einem fremden Orte, so wird ihm bei der Hinfahrt zur Kirche und am Rückweg „fürgezogen“.[1]) Die Burschen halten eine mit bunten Bändern behängte Schnur quer über den Weg, sagen einen Spruch und lassen die Hochzeitsgäste aus einer buntgezierten Flasche trinken.

Der Spruch beim ersten „Fürzug“ lautet:

„Im Namen der sämmtlichen Burschen willkomme ich Euch, hochbeglücktes Paar. Alle wünschen Euch Glück am heutigen Tag, daſs kein Unglück Euch zustoßen mag.

Sehr groß sollen sein alle Freuden, die wir sämmtiche Burschen wünschen den Hochzeitsleuten . . . .

Hoch sollen die Fahnen sämmtlicher Burschen wallen,
Und das Glück in Strömen in Eure Behausung einfallen,
Und der Jubel durch die Hörner der Musikanten erschallen“.

(Tusch, Geldabsammeln.)

Ähnlichen Inhalts und noch überschwenglicher ist der 2. Spruch.

Auf dem Rückwege von der Kirche geht oder sitzt das Brautpaar eng aneinander geschlossen. Die Braut hat das Thränentuch längst eingesteckt und macht ein fröhliches Gesicht. Unter fortwährendem Pistolengeknall langt man wieder beim Hochzeitshause an. Dort findet man die Thür verschlossen. Der Braut wird ein Besen gereicht mit dem Bedeuten, sie möge kehren, wenn sie es sauber haben will. Kehrt sie nicht gleich, so wird

[1]) Ist nicht nur bei Deutschen, sondern auch unter Slaven verbreitet.

fältigten Arbeiten werden sich kaum noch 2 oder 3 Exemplare vorfinden, gerade als wären es „Klosterbrucker Drucke", die vor 300 Jahren das Licht der Welt erblickt haben.

Das Schicksal vergessen zu werden, verdienen diese mühevollen Studien gewiss nicht, sie würden in ihrer Gesammtheit der Stadt zur Ehre und den Bewohnern unseres Bezirkes zur Freude gereichen. Darum soll mit der nachstehenden Sammlung von „Abhandlungen zur Geschichte und Ortskunde des Thaja-Gebietes", wie sie der Zufall zusammengefügt hat, der Versuch gemacht werden, die neueren Forschungen unserer Ortschroniſten und die schwungvollen Leistungen unserer Dichter und Feuilletonisten vor dem Schicksale von Eintagsfliegen zu bewahren.

Die im vorliegenden Bändchen vereinigten Beiträge sind ausnahmslos in den Jahrgängen 1898, 1899 und 1900 des „Znaimer Tagblatt" erschienen, welches es sich zur besonderen Aufgabe gemacht hat, die Heimatskunde zu pflegen, und welches auch gern und dankbar weitere Beiträge zur Kenntnis unseres Landes und seiner Bewohner veröffentlichen wird.

Ich bitte, mich in diesem Bestreben freundlichst zu unterstützen und hoffe, dass der Gedanke, welcher dieses Büchlein entstehen ließ, allenthalben im südlichen Mähren willkommene Aufnahme finden wird, nicht zuletzt bei den Herren Verfassern, deren fleißigen Arbeiten ich eine längere Lebensdauer und eine tiefergehende Wirkung verschaffen wollte.

Znaim, am Sylvesterabend des Jahres 1900.

Karl Bornemann.

Sitten und Gebräuche
im südwestlichen Mähren.

Von Anton Vrbka in Klosterbruck.

Höchste Zeit ist es, die Erscheinungen des Volkslebens früherer Zeit aufzuzeichnen, ehe sie von der ernüchternden Einwirkung der in die verborgensten Winkel hineinleuchtenden Civilisation und der daraus folgenden Emancipation aus früheren Verhältnissen weit zurückgedrängt werden, und bevor sie dem Gedächtnisse des jetzt lebenden Geschlechtes entschwinden.

I. Kindheit und Jugendzeit.

Über die Herkunft der Kinder herrschen bei uns die verschiedensten Meinungen. So hört man, man fange sie auf der Reuter, man beutle sie vom Baume, es bringe sie das große Wasser, der Storch oder die Godl (Pathin), sie schwimmen auf der Thaja u. s. w.

Ungefähr 14 Tage vor der Geburt des Kindes bekümmert man sich um die Gevattersleute (Taufpathen). Kommt das Kind auf die Welt, so ladet die Hebamme die Pathen zum Taufgang ein. Sie kommen ins Haus, in welchem sich das Neugeborene befindet, und geben den Eltern desselben die Hand mit den Worten: „Gevatter (Gevaterin), wenn ich Euch beleidigt habe, so verzeiht mir". Der Täufling wird durch sie in Empfang genommen und nach der kirchlichen Function der Wöchnerin mit den Worten: „Da bringen wir Euch aus einem Heiden einen Christen" übergeben. Die Pathen haben kurz vorher dem Täufling ein Geschenk, zumeist Geld in Silber oder Gold „eingebunden". ('s Gevatterstehn is a Ehr, aber ön Beutel machts leer.) Sie werden jetzt zu einem Taufschmaus geladen, der oft den ganzen Tag dauert. Öfters wird das „Kindelmahl" auf 8 — 14 Tage verschoben, wenn augenblicklich das nöthige Geld nicht zur Verfügung steht oder die „Sau" bis dahin Galgenfrist erhalten hat. Schon nach 14 Tagen findet die „Vorgang" statt. Die Wöchnerin besucht nämlich die Kirche, wo der Priester über sie Gebete spricht, und sie dann, eine brennende Kerze in der Hand,

*) Mit besonderer Genehmigung der Redaction abgedruckt aus der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde" II. Jahrgang Nr. 5 und 6.

Wo es die Raumverhältnisse nicht gestatten, wird das „Abheben“ erst dann vorgenommen, bis das Hochzeitszimmer in ein halbwegs mögliches Tanzzimmer nach der Mahlzeit durch Ausräumen der meisten Tische verwandelt worden ist.

In Freistein muss die Braut nach dem Mahle auf den Tisch steigen und mitten zwischen Schüsseln, Tellern, und Flaschen und Trinkgläsern hindurch auf den Brautführer zugehen, ohne jedoch dabei ein Gefäß umzustoßen. Denn dies würde einen Schatten auf ihre Jungfrauschaft werfen. Ist die Braut nicht Jungfrau, so geht sie längs der Bank von ihrem Platze.

Nach 3 Tanzstücken kommt ein Brautführer mit einer brennenden Kerze, die er mit der rechten Hand hinter dem Rücken hält, bis zum Brauttische, gibt das Licht hervor und spricht:

Alle meine Herren, Frauen und Jungfrauen!
Der helllichte Tag hat sich geneigt.
Stockfinstere Nacht hat sich gezeigt.
Aber jetzt hat mir Gott einen Stern gesandt,
Den soll ich tragen mit der rechten Hand,
Den soll ich setzen auf den Tisch,
Damit man alle Richten und Speisen sieht,
Alle Richten und Speisen nicht allein,
Sondern auch das Glas mit dem Wein.
Da sollen alle Herren, Frauen und Jungfrauen
Fröhlich und lustig sein. — Musikanten spielt's auf!

Der nun folgende Act führt den Namen „Handwasser“. Nach einigen Tänzen erscheint nämlich der Brautführer mit zwei aufeinander geschobenen Tellern, von denen der obere mit Wasser gefüllt ist. An einem eisernen Spieße oder an einem Stocke hält er noch ein angebundenes Handtuch, das um den Spieß, bezw. Stock gewickelt ist. Beim Eintritte sagt er:

Alle meine Herren, Frauen und Jungfrauen!
Wenn sich jemand besudelt oder beschmutzt hat,
Bitte, sich in meinem reinen Brunnenwasser abzuwaschen
Und an meinem schneeweißen Handtuch abzutrocknen.
Ihr könnt auch etwas schießen,
Es sei Sechser, Zehner oder Dukotn,
Es wird meinem Beutel auch nicht schodn,
Ists etwas mehr, so gib ichs morgen auf guts Frühstück her,
Odr Ihr sechts Euer Lebto kan Kreuzer mehr!

Nun geht der Brautführer zu jedem Einzelnen und bietet ihm das Wasser zum Waschen an, das Handtuch jedoch erst nach entsprechender Entlohnung. Werden ihm bloß einige Kreuzer gegeben, so sagt er: „Mit koane Fuchsn fohr i net, i möcht Schimmln“. Ist wieder etwas Geld in den unteren Teller geworfen worden, so will man sich abwischen. Er aber hebt das Handtuch immer höher und wickelt es erst ab, wenn er mit der Geldspende zufrieden ist. Gelingt es einem Gaste, dem Burschen

das Handtuch zu entreißen, so ist der „Handwasserträger“ blamiert und zieht sich beschämt zurück.

In manchen Ortschaften kommt das Handwasser gleich nach den Fleischspeisen.

Dem „Handwasser“ schließt sich der „Breilöffel“ an. Es kommt nämlich noch ein „beredter“, beliebiger Hochzeitsgast, meistens aber einer der Beistände, mit einer absichtlich durch Feuer beschädigten Schürze oder einem solchen Tüchel an einem Stocke. Der mitgebrachte Teller (oft auch ein großer Schöpflöffel) lässt eine neue Bettelei vermuthen. Der Breilöffelträger spricht: „Do schauts, was sich die Köchin gmacht hat. Sie hot sich d'Schürzen verbrennt, jetzt hots koane. Do möchten wir holt doch zusammengeben, dass sie sich wieder oane o'schoffn konn.“

Um mit gutem Beispiele voranzugehn, legt er zuerst einen Betrag (meist 1 fl.) in den Teller (Schöpflöffel) und sammelt dann von den Übrigen.

Mit entsprechenden Bettelsprüchen, die aber belanglos sind, leiten in manchen Gemeinden auch die Musikanten, ja sogar die Kranzeljungfern eine Sammlung ein. Auch beim Zuckerreichen zum schwarzen Kaffee wird gesammelt. Den Burschen seiner „Irkn“ hat der Bräutigam überdies einen tüchtigen Braten mit entsprechendem Gemüse (Schweinefleisch mit Kraut) und eine ausreichende Quantität Wein (gewöhnlich $^1/_2$ Eimer) ins Wirtshaus schicken müssen. Unter der Abwicklung der letztgenannten Gebräuche hat das Mahl sein Ende erreicht. Man gelangt zu einem von allen sehr erwünschten Programmpunkte: zum Tanze. Wird die Hochzeit nicht im Wirtshaus, wie es öfter geschieht, gefeiert, wo in einem Nebenzimmer getanzt werden kann, sondern im Brauthause, dann werden Möbel und alle entbehrlichen Einrichtungsstücke hinausgeschafft und der Tanz beginnt. Er wird mit einem Ehrentanze der Braut mit dem ältesten Junggesellen eröffnet. Dann tanzt der Vater der Braut mit derselben, später kommen die Beistände zu einer Tour mit der Braut, dann die Pathen und endlich der Bräutigam. Jetzt gesellen sich die Junggesellen mit den Kranzeljungfern dazu, und der allgemeine Tanz hat begonnen.

Gegen 10 Uhr nachts erschallt von der Straße lärmender Gesang: Die Ortsburschen kommen nach dem im Wirtshause eingenommenen „Bschoadessen“ mit den Dorfschönen, um im Brauthause die ihnen gebürenden 3 Tänze zu absolvieren. Nachdem die „Irknburschen“ wieder ins Wirtshaus zurückgezogen sind, wird der Tanz bis Mitternacht fortgesetzt.

Um Mitternacht werden die Tafeln abermals gedeckt, und nur saure Speisen aufgetragen. Zumeist kommt nach der Suppe

sauer bereiteter Hase. Diese Mahlzeit heißt „Trugsoß". Die Braut legt um 12 Uhr nachts den Brautkranz ab. Nach kurzer Unterbrechung wird dem Tanze bis früh gehuldigt. Wer weggeht, läßt sich einen Tusch blasen und zahlt dafür den Musikanten gewöhnlich 1 Gulden. Vormittags wird geschlafen. Von 2 Uhr nachmittags geht das Essen und Tanzen von neuem, wenn auch ohne das für den ersten Tag bestimmte Ceremoniell, los. Den dritten Tag richtet man sich den Magen in einem Weinkeller ein. Die Hochzeit respective Trauung findet immer am Dienstag[1]) statt. In manchen Ortschaften bleibt die Braut, respective junge Frau noch einige Zeit nach gefeierter Hochzeit im Hause ihrer Eltern. Sonst holt man ihre Geräthe schon den dritten Hochzeitstag ohne besondere Feierlichkeit in die Wohnung ihres jungen Gemahls ab.

Interessant sind die Hochzeitsgebräuche der alten Judengemeinde Schaffa. In vielen Stücken klingen sie an die schon bei den andern Gemeinden erwähnten Veranstaltungen an, sind also dem deutschen Elemente des Bezirkes entlehnt. Früher wurde bei den Trauungen der Juden in Schaffa der Sterbeanzug getragen. Derselbe besteht aus mantelartigem Rock von feiner Leinwand und Mütze aus weißem Atlas. Der sogenannte Sterbeanzug wird vom Cantor, Rabbiner und den Aroniden (Kohanim) schon am israel. Neujahrstage zur Zeit des Gottesdienstes getragen, während andere Israeliten sich nur am Versöhnungsfeste damit bekleiden.

Bei Trauungen wird ein Glas, beim „Gwissmachen" eine hübsche Porzellanschale zerbrochen, dies nach Ansicht der jetzigen Juden darum, um dem Übermaß der Freude und dem daraus vielleicht erwachsenden Übermuth Einhalt zu thun.

Ähnliches geschieht heute noch in Grusbach, Grafendorf und Umgebung mit der ganz klar gedachten Absicht, dadurch (durch Zerbrechen von Gefäßen, Glas 2c.) dem jungen Ehepaare das Glück zu erzwingen.

In Grafendorf und Umgebung wird beim „Fürzug" das Glas, aus dem die Hochzeitsgäste trinken, absichtlich zerbrochen. Charakteristisch ist auch der Spruch beim „Fürzug":

„Der heutige Tag Ihrer Lebensstufe
Veranlasst uns Burschen zu dem Rufe:
„Ihre Lieb' im Leben bleib stets beisammen
Wie Sturm und Licht in Flammen.
Licht vom Himmel ist Ihre Liebe.
Denn auch das schönste Leben bliebe
Ohne Lieb in Ihrem Leben ein Nichts!
Daher verehren wir Ihnen dies Glas mit Wein
Damit Sie in Ihrem Lebenslauf stets glücklich sein!„

[1]) Der freie Germane heiratete nur am Dienstage, der dem Kriegsgotte geweiht war. Hochzeiten, welche an einem anderen Tage der Woche *als* Dienstag gehalten werden, heißen immer noch „lausig".

IV. Weihnacht und Faſching.

Im Laufe des Jahres erſcheinen zu verſchiedenen Zeiten eigene Gebräuche.

Am Weinachtsabend erdröhnen mit dem erſten Aufblinken der Sterne am Himmel ganze Salven von Gewehrſchüſſen. Der Gemeindehirt erſcheint auf der Straße, bläst ſein Lied und geht peitſchenknallend durch das Dorf. Dann ſammelt er die Gaben (Gebäck). Das Chriſtkind erſcheint, ſowie der hl. Nikolo in Begleitung eines Teufels zur Freude der geſitteten und zum Schrecken der ſchlimmen Kinder. Am Stephanitag reichen die Frauen ihren Männern die Kleidungsſtücke ins Bett, was die Männer am Neujahrstage vergelten. Zu Stephani ſtehen die Knechte aus, zu Neujahr die Dienſtmädchen. Am Dreikönigtage erſcheinen die hl. 3 Könige, die jetzt zumeiſt aus dem böhmiſchen Ortſchaften zu uns herüberkommen. Ein altes Weinachtslied lautet:

„Ihr Hirten hebt euch von der Streu,
Daſs euch mein Stock nicht Füße leih'.
Schon wirds Licht!
Hört nur, was über unſere Triften
So grauenvoll aus blauen Lüften
Herunterſpricht!
— Daſs er (das göttliche Kind) unſer freundlich denke,
Nehmt jeder mit euch Feſtgeſchenke
Und bringt ſie dar.
Nur Thränen in der harten Krippe
Benetzen ſeine Roſenlippe,
Der arme Narr!
Du, Jackel, nimm ein Säckchen Heiden,
Daran mag ſich ſein Herzchen weiden,
Und Rahm dazu.
Du, Michel, nimm ein Fäſschen Butter,
Damit die hochbetrübte Mutter
Ihm gütlich thu'.
Du, Jacob, ſteck aus dem Gefäße
Dort am Herde friſchen Käſe
In deinen Sack.
Und jenen großen Honigladen
Mag Hanſl auf die Schulter laden
Für des Herrn Geſchmack.
Und ich hab' nur dieſe Kreſſe.
„Du, Narr. Die würde dir nicht eſſen
Das Königlein!"
So will ich meinen Pelz ihm bringen,
Daſs nicht der ſcharfe Froſt kann dringen
Zu ihm hinein.
Lenz muſs zuhauſe bleiben,
Aus dem Horn Lieder erſchallen laſſen,
Wenn er Freudenrufe ertönen hört . . .
Dann wirſt du eilig die Piſtolen
Hervor aus jenem Winkel holen.
Der ganzen Welt

Verkünde dann mit Freudenschüssen,
Dass es die Völker alle wissen,
Wen sie erhält."

Nach einer Lobpreisung des Gottesknaben folgt:

„Und gib an dicker Milch und Käse
O Herr! uns immer reiche Lese
Dafür zum Lohn.
Und lasse stets auf unserer Heide
Der Herr dann wachsen fette Weide,
Du Gottessohn!"

Zur Fastnacht wird 3 Tage getanzt. Schon 8 Tage vorher wird das sogenannte Probetanzen abgehalten. Das Tanzlocal ist mit Tannenreisig geschmückt. Die Auslagen der Unterhaltung tragen zumeist die Tänzerinnen. Die Burschen haben sie für diese Unterhaltung von deren Eltern ausgebeten. Sonntag tanzt die Jugend bis früh. Montag abends machen die Ehemänner ihren Tanz: „Monatonz". Ein schöner Walzer erklingt, und auf die Einladung der Burschen eröffnet der Bürgermeister mit der Altdirn den Tanz. Die andern Männer folgen seinem Beispiele. Während des Tanzens wird den Tanzenden von den Burschen Wein gereicht. Ein Paar bleibt nach dem andern bei den Burschen stehen und stärkt sich mit Wein, wofür der Tänzer 1 Gulden auf die Tasse legt und sodann weitertanzt. Diese Stärkung erfolgt bei dem Ehrentanze mehrmals. Dem Walzer folgt eine Polka, dieser ein Marsch. Die Männer bedanken sich für die Ehre und kehren zu ihrem Kartenspiel zurück.

Nach dem Ehrentanze erfolgt die Begleichung des Eintrittsgeldes von Seite der Mädchen. In die Mitte des Saales kommt ein Tisch, auf dem sich zwei aufeinandergelegte Teller befinden. Die Musikanten fangen an zu spielen, worauf sich die Mädchen zu zweien zu dem Tisch begeben, um ihr Eintrittsgeld (1—5) fl. zwischen die Teller zu schieben.

In manchen Gemeinden, wie z. B. in Moskowitz, wird auf den Burschentisch ein mit Bändern geschmückter Rosmarinstrauß gestellt. Die Mädchen setzen Geld darauf. Die Meistbietende ist für das kommende Jahr Altdirn. In Selletitz hängt man an den Rosmarinstrauß ein schönes Kopftuch, welches die Mädchen überzahlen.

Dienstag Nachmittags hat sich der Faschingsnarr seiner Aufgabe zu entledigen. Er ist durch das schwarzgefärbte Gesicht unkenntlich gemacht. Nebst alten recht entstellenden Kleidern ist er angethan mit einem umgedrehten, gegerbten Schafpelz. Die Hüfte wird mit einem Strohband umwickelt, auf dem Kopfe sitzt ein alter Filzhut, an dem ein Strohband oder ein Federwisch flattert. Den Filzpatschen sieht man es gleich an, dass sie nicht angemessen worden sind. Zum Einpacken des eingesam-

melten Selchfleisches trägt er einen Sack mit, in der Hand hält er einen Stock und hörbar macht er sich durch eine „Glinsel“ (Schelle). In dieser Tracht geht der Faschingsnarr unter Begleitung der Burschen und Kinder in jene Häuser, wo Tanzdirnen sind, und sammelt Fleisch, Krapfen und Wein, welche zu einem Schmause am Donnerstag bestimmt sind. In Gurwitz wird das Faschingsross getrieben, der Narr ist dort unbekannt.

Dienstag wird nur bis 12 Uhr nachts getanzt, dann verlassen die Musikanten den Tanzboden, um erst am Donnerstag beim Schmause sich einzufinden. Mittwoch früh geht alles andächtig in die Kirche, um dann sofort noch mit den Zeichen der Einäscherung im Wirtshaus einzukehren. Dort wird Häring gegessen und Karten gespielt. Donnerstag nachts wenn die Musikanten ausgezahlt und alle übrigen Auslagen gedeckt worden sind, wird der Fasching begraben. Eine leere Flasche wird vergraben oder in den Mühlgraben geworfen.

V. Ostern und Kirchweihfest.

Das Osterfest ist für Alt und Jung ein Fest der Trauer. Nur die Dorfjugend findet am „Ratschen“ ihr Vergnügen. Nachdem am Gründonnerstage die Glocken verstummt sind, versammelt sich die Dorfjugend Mittags bei der Kirche, um mit ihren Klenkeln nnd Ratschen den Rundgang durchs Dorf zu machen. Der Zug wird von den Ältesten angeordnet. In der Mitte des Dorfes, auch in einer jeden Gasse wird angehalten. Mit weit gellender Stimme hört man die Jugend rufen: „Wir ratschen, wir ratschen den englischen Gruß, den ein jeder katholischer Christ beten muss, fallt nieder, fallt nieder auf Euere Knie und betet ein Vaterunser und drei Avemarie!“ Nach dem samstägigen Gottesdienste wandern die Kinder mit Körben von Haus zu Haus, um Ratscheier abzusammeln. Ihr Rufen: „Vetta und Vasl, bitt Enk goa schö, schenks uns a a Ratscha — Ratscha — Ratscha . . .“ ist so eindringlich, dass jede Hausfrau froh ist, die Schreier vom Hals zu bekommen. Die Eier werden dann vom Ältesten redlich vertheilt.

In manchen Gemeinden knallen die Burschen gruppenweise am Ostersonntag und Ostermontag mit den Peitschen. Der Ostersonntag heißt auch „Rother-Ar- (Eier)- Sonntag.“ An diesem Tage gehen die Kinder zu ihren Verwandten, von welchen sie mit Eiern, Obst, Backwerk und Geld beschenkt werden. Mit den ganz kleinen Kindern geht eine ältere Schwester oder das Dienstmädchen, welches auch den Korb trägt. Alle Kinder bekommen für diesen Tag neue Kleider, der kleine Knabe seine erste Hose. Das ganze Jahr werden die Kinder an diesen Tag

erinnert wie z B. „wenn du brav bist, kannst am „Rothen-Ar-Sonntag“ zum Göd oder zur Godl gehen, bist du nicht brav, so darfst nicht am „Rothen-Ar-Sonntag“ gehen!“ Und das wirkt.

Nachdem am Charsamstag die Glocken beim Gloria wieder laut geworden, eilt Alles zu den Obstbäumen des Gartens, um sie zu schütteln. Dies macht die Bäume fruchtbar. Am Ostersonntag vergräbt man die Schalen der geweihten Eier in die Erde. Dies macht das Feld ertragreich.

Vom sogenannten „Schmeckostern“ weiß man hier wenig. Am Palmsonntag schluckt man 3 geweihte Palmkätzchen, dies schützt vor Halsweh. Am Ostermontag geht man übers Feld und besucht Verwandte und Bekannte. Gewöhnlich spitzt sich der Besuch zu einer Kellerpartie zu, welche für das lange Fasten der Charwoche hinreichend entschädigt. Von diesen Besuchen sagt man: „Wir gehen nach Emaus.“

Das Kirchweihfest wird hier besonders festlich begangen. Freudig verrichtet die Hausfrau trotz der zur Kirchtagszeit drängenden Feldarbeiten die Vorbereitungsarbeiten. Da wird gebügelt, gestriegelt, getüncht und gescheuert, als gelte es, höchsten Besuch zu empfangen. Sonntag vor dem Feste fährt die Burschenschaft mit lautem Sang und Klang in die Nachbarorte ins „Eilona“ (Einladen) und Freitag darauf bei Einbruch der Dunkelheit um „an Tonzbam und die Gspierln“ zum Holzhändler. Tags darauf heißt's zeitig aus den Federn sein. Der Gutsherr hat der fröhlichen Jugend gestattet, den Wald zu plündern, um die Tanzhütte mit „Lawa“ decken zu können. Eine buntfarbige Fahne und mehrere „Rekrutenfahnl'n“ sind schon gerichtet, die Kinderschar wartet schon längst auf dem Schauplatz der kommenden großen Thaten. Endlich wird der Tanzbaum unter lautem „Ho, ruck“ emporgehoben und der Erde Schoß anvertraut. Das Herstellen der Tanzhütte, wobei die Arbeit mit Sang gewürzt wird, nimmt den übrigen Theil des Tages in Anspruch. Am Sonntagsmorgen halten die Gäste von nah und fern ihren Einzug. Nach beendigtem Hochamte zieht die Burschenschar mit der „Musi“ zu den Häusern der Honoratioren, vor welchen die Musikanten ihre schönsten Stücke aufspielen, während einige Burschen mit Bäckerei und Wein aufwarten, wofür sie ein ansehnliches Geldgeschenk bekommen. Dieser Tribut ist nothwendig, denn der Kirchtag kostet der „Irken“ viel Geld.

Ist auch dieses Entgegennehmen beendet, so zieht das lustige Völklein um die „Altdirn,“ der sich die übrigen „Irkenmenscha“ anschließen, worauf paarweise unter den Klängen der Musik zum Tanzplatze gezogen wird.

Es ist unterdessen 3 Uhr Nachmittags geworden. Nach Aufspielen eines Tusches tanzen die Irkenburschen mit ihren Menschern 3 Stücke und ziehen dann zur Wirtsstube. Aus den Nachbargemeinden kommen die Burschen angefahren und werden von den Ortsburschen mit Musik abgeholt. Sehr oft gehen diese Burschen einfach ins Wirtshaus, wo sie von den Ortsburschen sammt den sogenannten „Kostgängern" (Nichtmitglieder der Irken, die aber gegen Entgeld am Tanze theilnehmen dürfen) zum Tanze abgeholt werden. Öfters steigen aber auch die fremden Burschen gar nicht vom Wagen ab, sondern sie rasen in beschleunigter Fahrt singend im Dorfe auf und ab, fahren auf den Tanzplatz, dann dreimal um den Tanzbaum, machen vor den Musikanten Halt, springen vom Wagen und lassen sich einen Tusch spielen. Sie trinken von dem ihnen gebotenen Weine und verschwinden im Wirtshause.

Das Abholen der Burschen zum Tanzplatze nennt man „Ausbegloatn." In derselben Reihenfolge, wie die fremden Burschen gekommen sind, werden ihnen 3 Ehrentänze gewährt. Nachdem diese Tänze vorüber sind beginnt das allgemeine Tanzvergnügen. Während der Pausen spielen die Tusche eine Hauptrolle. Die bebänderte Flasche in der Hand, ruft in den Pausen ein Tänzer nach dem anderen sein: „Franz Josef," „Radetzky," „Wacht am Rhein" oder aber „Drei Toch gehn ma net hoam," „Am Loatabam hob i mein Strumpf verloren," „s' Mailüfterl," „Koane liaber als d' Mei" u. s. w. und sofort fällt die nimmermüde „Banda" ein. Die Tusche bestehen überhaupt in kurzen oder abgekürzten Volksliedern, die mit gräulichen Trillern beendet werden. Am Anfang schwenken die Burschen ihre Flaschen nach dem Tacte, bei den Trillern trinken sie. In der Nacht vertauscht man in vielen Gemeinden die lärmende Blechmusik mit der zarteren Streichmusik. In manchen Orten kommt die Blechmusik erst in der Nacht so recht zur Geltung, da die große Trommel fleißig gehandhabt wird. Die letztere hat bei Tage auch als Sammelteller für die bezahlten Tusche gedient, wenn die „ausbegloaten" Burschen am Tanzplatze erschienen sind. Sie werfen dann die Gelder auf die aufgestellte Trommel.

Der Lärm, der am Kirchtagssonntag im Wirtshause und am Tanzplatze herrscht, läßt sich nicht leicht beschreiben. Die Einen singen: „Habns a Idee?," die Anderen am Nebentische zu gleicher Zeit: „Sarajewo muss fallen" und die Dritten, mitten im Hofe sich umschlungen haltend: „Schön ist die Jugendzeit." Dazwischen erschallen Zurufe, Juchzer, Kinder- und Mädchengekreisch. Die Musiker fideln ruhig weiter. Dort abseits hört man ein dumpfes Pochen auf einem umgestürzten Bottich, der

stark umlagert ist. Einer hält die Würfel in der Hand oder in einem Becher und man hört: „A halbs Kilo fahlt no auf an Gulden!" „Vorwärts Monner, dass ma koa Zeit verluisn!" „A Gulden wird di doch net umbringen" „Else gilt!" „Sepp, do host an Zwanziger vorläufi!" „A Zwuckerl, er fahlt!" „Do hosts, er fahlt nit!" „Seids bold firti!" „Los!"

An dem die Reihe zum „Schmeiß'n" ist, der dreht den Handballen, schlägt etlichemale auf den Bottichboden, lässt die Würfel probeweise aus der Hand, alles während einer Todtenstille unter den Spielern. Kommt aber der entscheidende Wurf, so entsteht ein verworrenes Getöse, aus dem man die Rufe wie „Eilfe!" „Hots!" „'Troffen is!" „G'fahlt!" „Mir a Zwuckerl!" „Ha Schulergeld!" u. s. w. heraushört.

So wird die ganze Nacht getanzt, gespielt, gesungen bis zum Morgengrauen. Um die Mittagszeit am Montag zieht die „Irken" mit der Musik durch den Ort, macht hie und da auch wohl ein Ständchen. Dann geht es wieder zum Tanze. An diesem Tage ist es ruhiger. Da besuchen auch die Leute aus den Marktflecken, ja auch aus der Stadt, den Kirchtag, um das bunte Treiben zu besehen. Eine Anzahl aufgestellter Hütten bergen allerlei Süßigkeiten, darunter den vielbegehrten „Marzipan." Der Bursche kauft seiner Liebe ein Herz aus Lebzelt, auf dem die süßesten Sprüche glänzen oder er kauft einen Reiter oder ein Wickelkind, um sie zu necken.

Auch der Städter kauft den Marzipan, um ihn den Seinigen vom Kirchtag heimzubringen, nachdem er „Gansl" und Wein genossen. Die Mädchen sind am Montag gewöhnlich weiß gekleidet, ihre Haare schön geflochten und mit Blumen besteckt. Die Kirchtagsgewänder der Mädchen, oft auch die Schuhe sind aus Seide. Der Vater mehrerer erwachsener Mädchen legt daher am Kirchtag den Ertrag eines kleinen Anwesens für Seidenstoffe aus.

Ebenso wie die zwei vorhergehenden Tage wird auch am Dienstag die Altdirne mit der Musik von den Burschen abgeholt, und im Vereine mit ihr werden alle Kirchtagsmädchen auf den Tanzplatz geleitet. Dabei hat der Altbursch einen mit langen Bändern gezierten Hut auf. Am Tanzplatz angekommen, beginnt das „Um den Hut scheiben."

Es wird nämlich auf einer eigenen Kegelbahn um den Hut geschoben. Wer die meisten Kegel hat, tanzt den Hut abends aus. Für dreimal Scheiben zahlt man 10 kr.

Der Bursche als Gewinner des Hutes tanzt eine Ehrentour mit der Altdirn. Hat er eine Schwester, so tanzt er mit dieser. Später tanzen die meisten Burschen mit. Sie werden öfters

angehalten. Die „Irkenburschen“ bieten ihnen Wein an. Der Tänzer trinkt, legt ein Geldstück auf den Teller und tanzt weiter.

Ist der Gewinner des Hutes ein Verheirateter, so holt er sein junges Weib und alle seine früheren Kameraden tanzen mit ihren Weibern den Hut aus. Das währt oft bis Mitternacht; dann wird der Gewinner oft noch mit Musik nach Haus begleitet.

In manchen Gemeinden wird am Dienstag auch noch der Bock oder nur der Bock allein ausgetanzt.

Die „Irkenbuima“ haben nämlich zum Feste ein Böcklein erworben, dem in Ermangelung eines eigenen, fremdes, prächtiges Gehörn aufgesetzt und von der Altdirn eine Spitzendecke mit Maschenzier beschert wird. Vom ersten Festtage an ist dieses arme Thier zur großen Belustigung der „Zukunftsbuima“ an den Tanzbaum gebunden und schaut, wenn es eben nicht geneckt wird, verwundert und ängstlich in das tolle Treiben ringsumher. Die ganzen Festtage wird um dieses Thier gestritten — Kegel geschoben. Stolz wird der, dem dann Dienstag abends dieser lebende Preis zufällt. Freilich ist dieser „Gewinn“ eigentlich ein „Verlust,“ denn der glückliche Gewinner gibt einige Fässer Bier zum Besten, zahlt der „Musi“ ein Extrahonorar, fordert dafür aber auch von den beim „Bocktanz'n“ Mithaltenden eine Entschädigung.

Dienstag nachts, oft erst bei anbrechendem Morgen wird der Kirchtag (sowie der Fasching) begraben. In Deutsch-Konitz geschieht dies unter endlosen Tuschen am „Feuerberg.“

Trotz der drei nur dem Tanzvergnügen gewidmeten Tage hört man doch noch so manche schmucke Dirne sagen, dass „se no zweni tonzt hot!“ So manche Dorfschöne hat ihren Zukünftigen gefunden, so manche Andere ihr Glück verwirkt!

In vielen Gemeinden fällt das Kirchweihfest, d. i. die Feier des Namenspatrons der Kirche vor Pfingsten.

In diesen Fällen begnügt man sich nur mit der kirchlichen Festlichkeit und feiert den „jungen Kirchtag“ höchstens mit einem kleinen Schmause. Dafür wird der Kirchtag auf eine spätere Zeit, August, September, verlegt und in der beschriebenen Weise als „alter“ Kirchtag gefeiert.

Am Kirchtag und im Fasching steht noch der „Robisch“ im Gebrauch. Der Robisch besteht aus zwei gleichen Holzstäben, geziert mit Seidenbändern. Bei Abgabe einer Flasche Wein seitens des Wirtes werden beide Stäbe zusammengepasst und ein Einschnitt in beide gemacht, so dass die Einschnitte in dem Stabe, welchen der Bursche hat, mit den Einschnitten in dem Stabe, welchen der Wirt hat, stets übereinstimmen müssen.

VI. Verschiedene Festtage.

Die Pfingstfeiertage sind Freudentage der Mädchen. Ein Trupp Schulmädchen wählt eine Pfingstkönigin. Es ist dies ein weiß gekleidetes, mit allerhand Tand und Bändern und mit einem Kranze geziertes, etwa vierjähriges Kind, das von zwei Colleginnen geführt und in jedem Haus reich beschenkt wird. Die Begleitung singt im Chor:

„Unsere liebe Frau that wandeln, sie wandelt über Land, sie trägt ein goldenes Büchelein in ihrer schneeweißen Hand, sie trägt es so hübsch und so fein, sie trägt's zu Jerusalem, Jerusalem, in die Stadt hinein. Da heben die Glöckelein zu läuten an, sie läuten ja so hübsch und so fein, sie läuten unserer lieben Frau ins Himmelreich hinein."

Oder:

„Unsere liebe Frau that spinnen, sie spinnt Gott den Rock, sie kniet zum Altar, Altar und dienet Gott. Und wenn sie Gott gedienet hat, was geb'n wir ihr für an Lohn? Im Himmel, im Himmel Halbtheil, Schutzengel seine Kron."

Nachdem die Kinder ein solches Liedchen gesungen, werden sie beschenkt; begegnen sie einen Städter, dann singen sie:

„Wir heben in Gottesnam, wir heben im Herrn zu singen an, wir reden 'n Herrn an in unsrer Weis, weil ich des Herrn sein' Namen nicht weiß. Der Herr soll sich bedenken, soll uns ein' Silberzehner schenken, ja schenken ein' Silberzwanz'ger ist noch viel mehr, ist noch viel mehr, das ist 'n Herrn sei große Ehr."

Die noch an kirchliche Einrichtungen gemahnenden Gebräuche beziehen sich auf Allerheiligen, auf den Barbarazweig, die Thomasnacht, den Maibaum und das Johannesfeuer.

Zu Allerheiligen ziehen alle Kinder durchs Dorf, bei jedem Hause anhaltend und schreiend „Vetta und Basl, bitt Enk gor schön, schenk's uns a an Heiligenstrizl." Darauf erscheint die Hausfrau mit einem „Backsimperl" zwischen der Hausthür und betheilt die Kinder mit Obst, Back- und Zuckerwerk. In vielen Orten erscheinen am Tage Allerheiligen die armen Leute aus der ganzen Umgebung, um sich Heiligenstrizen zu holen.

Am I. Adventsountage schneiden die Mädchen einen Kirschzweig vom Baume und geben ihn in ein Glas Wasser. Hat er bis zum heiligen Abend ausgetrieben, so kommt das folgende Jahr ein Freier.

In der Thomasnacht wird von Burschen fleißig mit Pistolen geschossen, wie dies auch stattfindet am hl. Abend, am neuen Jahrestage und am Dreikönigstage. Dies sind die „Rauhnächte." In diesen Nächten werden alle Zimmer, Ställe, Kammern u.

dgl., kurz alle Räume des Hauses, mit Weihrauch eingeräuchert.

In der Nacht auf den ersten Mai setzen die Burschen ihren Liebsten einen sogenannten Maibaum (meist ein Weidenzweig). In ihrem Übermuthe setzen sie ihn oft auf die höchsten Stellen der Häuser. Es kostet dann den Hausbewohnern große Mühe, diese Äste zu entfernen.

Am Abend vor Johanni werden auf freien und erhöhten Punkten große Haufen Bürteln (Rebholz) aufgeschichtet und angezündet. In manchen Gemeinden wird auch ein hoher Tanzbaum aufgestellt, unter dem das Johannisfeuer abgebrannt wird.

Andere Gebräuche, die sich auf die Jahreszeiten beziehen, stehen mit der Ernte und mit dem Winter in Zusammenhang. Ist der Schnitt zu Ende, so flechten die Schnitter aus allen Getreidearten und aus Feldblumen einen Kranz. Eine Schnitterin setzt denselben aufs Haupt, und mit Gesang fährt man nach Hause. Hier wird der Kranz der Hausfrau auf den Kopf gesetzt. Dann bekommen die Schnitter eine reich besetzte Tafel, genannt „Schnitterhahn." Jener Kranz hängt oft über's Jahr an einem gesicherten Orte.

Haben die Drescher ausgedroschen, so wird beim letzten Stroh ganz geheim von einem Drescher (dem jüngsten) das sogenannte Krapfenholz der Hausfrau in die Küche getragen. (Das Krapfenholz besteht aus einigen Stückchen Holz und ein wenig Stroh.) Bringt der Drescher das Holz unvermuthet in die Küche, so gibt es Gelächter und Freude bei den Dreschern. Da aber die Hausfrau von dem Vorhaben der Drescher weiß, so sucht sie es auf alle mögliche Weise hintanzuhalten. Erwischt sie den Drescher mit dem Holze außerhalb der Küche, so muss er sichs gefallen lassen, dass er über und über mit Wasser begossen wird. Es greifen die Drescher deshalb nicht selten zu einer List. Der Drescher verkleidet sich und schleicht um das Haus herum und bittet bei der Gassenthür mit verstellter Stimme ganz demüthig um ein Almosen. Öffnet die Hausfrau, so steht der Drescher mit einem Satze in der Küche.

Oder es entsteht auf einmal ein fürchterliches Spectakel in der Scheuer (wenn die Scheuer sich im Hofe befindet). Die Hausfrau, neugierig, was vorgeht, eilt aus der Küche, und der versteckte Drescher huscht in die Küche. Ist aber die Hausfrau zu vorsichtig und nicht zu überlisten, so klettert wohl der jüngste Drescher aufs Dach und schiebt das Krapfenholz durch den Rauchfang in die Küche.

Beim Drescherhahn geht es hoch her. Da kommen Braten, besonders Brathähne, feine Krapfen und anderes Backwerk auf die Tafel. Dazu wird Wein getrunken. Nach der Mahlzeit

folgt ein Kartenspiel, gewöhnlich um Nüsse bis Mitternacht, dann wird abermals gegessen; getrunken und gespielt wird bis morgens. Oft werden auch außer den Dreschern Freunde zum Dreschерhahn geladen. In Groß-Tajax und Erdberg wird auf einen solchen Dreschерhahn sehr viel gehalten.

Ist der erste Schnee gefallen, dann ladet die Hausfrau die Nachbarinnen und deren Töchter zum Federschleißen ein. Die Burschen der Bekanntschaft kommen zum Besuche. Da wird erzählt, gesungen und geschäkert, aber auch oft arg verleumdet. Nachdem alle Federn geschlissen worden sind, gibt die Hausfrau ein Mahl, den sogenannten „Federhahn" zum Besten. Bei dieser Mahlzeit spielt der Kaffee und das Gebäck die Hauptrolle.

Ein eigenthümlicher Gebrauch war noch vor kurzem in Pöltenberg üblich. Inmitten des Thajaflusses war nämlich ein großer Pfahl angebracht, geschmückt mit bunten Fahnen und Bändern, umgeben von frischem, grünen Tannenreisig. Am Pfahle war ein lebender Hahn angebunden. Nach diesem wurde nun mit Steinen geworfen. Das arme Thier musste zu Tode geworfen werden. Der tüchtigste Steinwerfer wurde mit einem buntgeschmückten Ziegenbocke als Siegespreis belohnt. Dieser wohlgezielte Steinwurf, der dem Hahn das Leben nahm, erfolgte aber nicht so bald, als es dem armen Thiere zu wünschen gewesen wäre.

VII. Volkshumor.

Merkwürdig ist der Charakter unseres Volkes. Mehr verschlossen als offen, misstrauisch, barsch, aber doch gutmüthig, aber auch eigensinnig, rechthaberisch, streitsüchtig und neidisch, doch ehrlich und religiös steht der Thajaner vor uns als Mensch von ziemlich kräftiger Constitution, der den Einfluss der Cultur immer höher schätzen lernt, der für seine Kinder mitunter große Opfer bringt, um ihnen eine tüchtige Schulbildung angedeihen zu lassen. Gegen seines Gleichen ist er freundlich und zuvorkommend, gegen höher Gestellte freundlich ernst, aber nicht kriecherisch; er ist gastfreundlich, aber nicht verschwenderisch, heiter, voller Humor, aber nicht ausgelassen. Er ist empfänglich für Alles Gute und Schöne, aber auch stolz auf seine Eigenart, er achtet sich selbst. — Er ist nüchtern, sparsam und klug. Gereizt oder beleidigt, verzeiht er schwer und wird gewaltthätig. Hat man ihm Achtung abgezwungen, dann ist er sehr leicht zu führen. Er ist ausdauernd und immer dem moralisch Besseren zugeneigt.

Der Humor des Thajaners zeigt sich in Neckereien, die er auf einzelne Personen und auch auf ganze Ortschaften ausdehnt.

Die Zusammenstellungen mehrerer Taufnamen (vom Sohne, Vater und Großvater) wie z. B. „Seppl-Hans-Iri" oder „Marie-Kathl" gehören nicht zu den Neckereien, sondern dienen heute noch zur Bezeichnung der Abstammung und somit zur Bezeichnung der Person selbst.

Eine der gebräuchlichsten Neckereien ist noch das Hinaufstellen eines Pfluges oder gar eines Wagens auf den Dachfirst des Hauses. Da dieser Spaß nur auf Strohdächern gelingt, diese aber immer seltener werden, kommt diese Neckerei langsam in Vergessenheit.

Unter den Bauernregeln wurden nur wenige ausgewählt u. zw. aus dem äußersten Osten, Norden, Süden und Westen des Bezirkes, um zugleich die Art des hiesigen Dialektes in den durch die Nachbarschaft beeinflussten Nüancen anzudeuten:

Der Luggauer (Nordwest) sagt:

„Der im Heu nit goblt,
Der im Schnitt nit zoblt,
Und im Lesen nit fruh aufsteht,
Muss schau'n, wias ihm in Winta geht!"

Der Joslowitzer (Osten) sagt:

„Wie der Ocker, so die Ruibn,
Wie der Voda, so die Buibn,
Wie die Muida, so die Töchta,
Öfta noch a wengrl schlechta!"

Der Lechwitzer (Nordost) spricht:

„Sein d' Krohna zu Irg no blind,
G'freut sie Mann und Kind!"

Der Kaidlinger (Süden) meint:

„Der Mathäus bricht's Eis,
Find er kans,
So macht er an's!"

Aus dem Centrum des Bezirkes:

„Af an grobn Klotz g'hert a grob'r Keil."

Bauernregeln, die sich auf den Anbau beziehen:

Regnet's die 3 Faschingstag, so soll die Bäuerin den Rock vom Leib verkaufen und Samen einkaufen.

Wenn man beim Ackern über Mittag am Felde bleibt, so soll man die Wage aushängen, weil sonst der Teufel mit den Pferden ackert.

Wenn die Weiber zum erstenmale aus dem Grasen kommen, werden sie mit Wasser begossen, damit die Kühe gute, fette Milch geben.

Wenn man „Brein" (Hirse) baut, soll man sich ein Körnchen unter die Zunge legen, und während des Säens nicht sprechen, weil man da den Spatzen den Schnabel sperrt.

Wenn man zum erstenmale aus den Äckern kommt, lasse man etwas Ackererde auf dem Pfluge. Diese sollen dann die Weiber, aber nicht mit bloßer Hand, in die Hühnersteige tragen, dann legen die Hühner fleißig.

Wenn zur Erntezeit der erste Wagen mit Korn beladen in der Scheuer abgeladen wird, so wird der breite Laden, der unten zwischen den Leitern liegt, nicht, wie es am einfachsten wäre, umgedreht, sondern mit dem Besen abgekehrt, das soll gegen die Mäuse helfen.

VIII. Aberglaube.

Das „Lied" und „Spiel" nur mit der Bemerkung streifend, dass in unserem Gau nicht wesentlich Verschiedenes von dem im benachbarten Niederösterreich Gebräuchlichen gepflogen wird, betrachten wir die durch Krankheit und „Aberglaube" veranlassten Gebräuche.

Es kommt vor, dass die Kühe als verhext gelten, weil sie auf einem Striche anstatt Milch Blut geben. Dieser Umstand tritt ein, bei nicht genügender Reinhaltung der Milchgeschirre oder auch nach dem Genusse von gewissen Pflanzen, besonders der Herbstzeitlose (Colchicum autumnale). Verhext werden die Kühe angeblich durch ein Weib, dem man auf sein Verlangen keine Milch gegeben hat. Abhilfe wird geschafft, wenn man auf ein Papier die Buchstaben aufschreibt, wie nachfolgend gezeigt ist, und das Knäuel, in Brot gewickelt, der Kuh zum Fraße reicht:

SATOR
AREPO
TENET
OPERA
ROTAS.[1])

Wenn beim Buttermachen der Rahm nicht zusammen gehen will, dann wird er in einen Topf gegeben und mit Ruthen gepeischt. Man glaubt, dass dadurch die Hexe ausgetrieben wird. Darnach wird der Rücken der Kuh mit dem durchgepeitschten Rahm dreimal bestrichen.

Hier und da wischt auch die Kuhdirn den Rücken der Kuh mit ihrem soeben abgezogenen Hemd ab, um die Hexe zu bannen.

Wenn ein recht schönes, in hohem Werte stehendes Vieh von Leuten recht bewundert wird, so kann es „verschrieen" werden. Nicht jeder Viehbesitzer gestattet daher, seinen Stall zu betreten. Geschieht es dennoch, so darf der Eintretende nicht unterlassen,

[1]) Die altberühmte Satorformel.

bei Menschen auf und äußert sich darin, dass die sonstige Lebhaftigkeit und Essluft abnimmt.

Will man nun die Überzeugung haben, ob das betreffende Vieh wirklich verschrieen sei, nehme man ein Glas Wasser und lasse in dasselbe eine ungerade Anzahl Kohlenstückchen, also 3—5 oder 7, auch 9 hineinfallen. Beim Hineingeben jedes dieser Kohlenstückchen ist das Kreuzzeichen zu machen und dabei zu sprechen: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes, Amen." Geht die Mehrheit der Kohlenstückchen unter, so kann man dessen gewiss sein, dass das Thier (der Mensch) verschrieen ist. Zum Zwecke der Wiederherstellung gebe man ihm von diesem Wasser zu trinken, den übrigbleibenden Theil gieße man dorthin, wo niemand darüberschreitet: das ist zwischen die Thürangel oder den Gartenzaun.

Damit kleine Kinder nicht verschrieen werden, hefte man irgend ein rothes Band an ihre Haube oder an ihr Röcklein.

In Schaffa (Judengemeinde) beugt man dem Verschreien vor, indem man ein Bündel aus neunerlei Tüchern um den Hals trägt. Den Beweis, dass jemand verschrieen ist, bringen 7—9 Stück Kohlen, die man in ein Glas Wasser wirft. Hiebei zähle man rückwärts: 9, 8, 7, u. s. w. Geht die Kohle unter, so ist man verschrieen. Alsdann nehme man „Verschreikraut" zu neunerlei Tüchern, lege dies alles auf glühende Kohlen und lasse es verbrennen. Den Rauch hievon fange man in einem darübergehaltenen Tuche auf und lasse letzteres dem „Verschrieenen" um dem Kopf binden.

Über das Ansprechen, Heilung durch Sympathie, ist mir Einiges bekannt geworden:

Gegen Fieber:

Bete ernstlich früh, alsdann kehre das Hemd um, den linken Ärmel zu erst, und sprich: „Kehre dich um, Hemd, und du, Fieber, wende dich!" Nenne den Namen dessen, der das Fieber hat, und setze bei: „Zur Buße sage ich dir: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes, Amen!" — Sprich diese Worte 3 Tage nacheinander, so vergeht das Fieber.

So Kinder verwachsen sind:

Wenn kleine Kinder unter den Achseln verwachsen sind, so reibe man sie an drei hintereinander folgenden Tagen früh mit nüchternem Speichel ein mit den Worten: „Hilf dir Gott Vater . . .!"

Wunden zu heilen, sie mögen sein, wie sie wollen:

Sprich also: „Die Wunde binde ich in die 3 Namen der hl. Dreieinigkeit. So du an dich nimmst Glut, Wasser, schwinde-

Geschwulst und alles, was der Wunde Schaden mag sein.“ Dies muss dreimal gesprochen werden.

Fahre dann mit einem Faden um die Wunde herum, lege ihn unter einen rechten Winkel gegen die Sonne und sprich: „Ich lege dich dahin, dass du an dich nimmst Gliedwasser, Geschwulst, Eiter und Alles, was der Wunde Schaden mag sein. Amen!“

So der Mensch Würmer im Leibe hat:

Sprich: „Petrus und Jesus fuhren auf den Acker, ackern vier Furchen, ackern auf 4 Würmer: der eine ist weiß, der andere ist schwarz, der dritte ist roth, da sind alle Würmer todt. Im Namen Gottes des Vaters . . .!“

Bei der Abzehrung wird der kranke Körpertheil betastet und unter Gebeten mit Brot, Honig und Salz bestrichen.

Unter den Hausmitteln, von denen die Mehrheit auch weit über die Grenzen unseres Gaues bekannt ist, also nichts Charakteristisches bietet, seien hier die geheimsten, die mir noch erreichbar waren erwähnt:

Die Warzen vertreibt man, wenn man Strohknöpfe unter die Dachrinne vergräbt. Sie vergehen auch, wenn man sie mit Menstruationsblut bestreicht. Gegen Fieber hilft ein getrockneter und gestoßener Taubenmagen, der in Wein gelöst worden ist. Ebenso bereite man mit Wein das Herz der Fledermaus und reiche die Lösung als Getränk dem Manne, dessen Liebe man gewinnen will. Auch jenes oben erwähnte Blut wirkt dasselbe Wunder, wenn man es dem Erkorenen, in Speisen eingebacken, zum Genusse reicht.

Gegen die Druden und Hexen gibt es nur Weihwasser und Gebete. Hat das kleine Kind die Brustwarze wund, dann hat die Drude an seiner Brust gesogen. Da hilft nur Weihwasser und Gebet, außerdem die strengste Wachsamkeit der Mutter.

Ist im Hause ein Diebstahl vorgefallen, dann nimmt die Hausfrau, wenn der Dieb sonst nicht eruiert werden konnte, eine Scheere, steckt die Spitzen der Scheerenmesser in die Holzwand eines Haarsiebes, sodass das Sieb an der Scheere nach unten hängt, und fordert jemanden auf, mit ihr zugleich bei den Fingerringen unten, nur auf das erste Glied des Zeigefingers gestützt, den Apparat zu halten. Sie denkt nun an den des Diebstahls Verdächtigen; hat sie in ihrer Vermuthung Recht, dann dreht sich das Sieb im Halbkreis.

Wie viele solcher und ähnlicher Gebräuche sind schon in Vergessenheit gerathen, wie viele in den letzten Überresten verworren und unkenntlich übriggeblieben!

Das mächtige Kloſterſtift Bruck, das in unſerem Bezirke mehr als 30 Pfarren beſaß, hat ſich gewiſs aufs eindringlichſte beſtrebt, alle die Erſcheinungen des Menſchenlebens, welche mit der Kirche in innige Berührung treten, in ſeiner Weiſe umzugeſtalten und ſeiner Lehre anzupaſſen, ſo daſs von den altgermaniſchen Gebräuchen wenig und dies in angewandter Form übrig geblieben iſt. Das ſehen wir beſonders bei den Gebräuchen, die vor dem Sterben und nach dem Tode erfolgen. Nur der „Leichenſchmaus" erinnert bei uns noch an altheidniſche Gebräuche, alles Ubrige trägt die katholiſche Uniform. Beim Leichenſchmauſe wird gewöhnlich Käſe und Wein credenzt. Dieſer Trunk galt einſt Wuotan, dem Herrn des Todes, von dem man die Ruhe des Verſtorbenen erbat. Überdies durfte der Erbe in den Beſitz des Uberkommenen ſolange nicht treten, ſolange der „Erbtrunk" nicht geleeret war.

So war ich beſtrebt, die noch auffindbaren Gebräuche oder ihre Spuren aufzuzeichnen und in der ſicheren Hoffnung, daſs ſie ein intereſſanter Beitrag zur Ethnographie Südweſtmährens ſind, zu ſammeln, bevor ſie ganz verſchwinden. Unterſtützt haben mich hiebei die Collegen Marburg—Gruſbach, Fiſcher—Gerſtenfeld und Rybka—D.-Konitz.

An was uns das Kopaldenkmal erinnern soll?

Mit blutigen, aber unvergänglichen Lettern ist der 6. Mai 1848 in der glorreichen Geschichte des österreichischen Heeres verzeichnet. Er bedeutet nicht nur eine glänzende Waffenthat der kaiserlichen Truppen, sondern ist auch der Tag, an dem Kaiser Franz Josef als jugendlicher Erzherzog seine Feuertaufe erhielt und zum erstenmale herrliche Züge österreichischen Soldatengeistes und unvergleichlichen Heldenmuthes mit eigenen Augen sah.

Carl Albert von Sardinien hatte sich an die Spitze der nationalen Bewegung in Italien gestellt, und bald stand ein Heer von 45.000 Piemontesen, 5000 Lombarden, 5000 Toscanern, 1500 Parmesanern, 2500 Modenesen, 15.000 Päpstlichen, 2000 Neapolitanern und 20.000 Venetianern, zusammen 96.000 Mann, den Kaiserlichen (kaum 50.000 sammt den starken Festungsbesatzungen), übermüthig des sicheren Sieges gewiss, gegenüber.

Ein 82jähriger Greis, stand Johann Josef Graf Radetzky von Radetz in jener sturmbewegten Zeit an der Spitze der österreichischen Truppen unter einem zur Empörung aufgereizten Volke. Die Wogen dieser Empörung schienen zusammenzuschlagen über dem alten Habsburger-Reiche: es erzitterte in seinen Fugen und mancher voreilige politische Prophet warf es achselzuckend zu den Todten. Dass es nicht zu dieser Katastrophe kam, dass das altehrwürdige Reich aufrecht blieb in den Stürmen, die es umbräuten, das hat nicht in letzter Linie Radetzky mit seinen Getreuen bewirkt. Seine ehrwürdige Person gemahnte an Großthaten der österreichischen Waffen. Ein Schüler des großen Laudon und Lacy's, hatte er noch unter diesen gegen die Türken gefochten; unter den ersten österreichischen Heerführern kämpfte er gegen Frankreichs Revolutionsheere, er lernte das Genie eines Napoleon und des Erzherzog Carl bewundern und ergründen, und bei Leipzig hatte er sich als würdiger Gegner des corsischen Schlachtenmeisters erwiesen.

Doch nun zurück zu den blutgetränkten Gefilden Italiens. Am 25. März hatten die Piemontesen den Ticino überschritten,

am 7. April stieß Oberst Benedek zum erstenmal auf den Feind, am 9. April stemmte sich bei Goito eine Kaiserjäger-Compagnie mit spartanischer Tapferkeit 4000 Feinden entgegen, und Andreas Hofer's Enkel starb den Heldentod auf welscher Erde. Radetzky gab die Minciolinie auf und concentrierte unter dem Schutze seiner Festungen das der Sammlung und Stärkung bedürftige Heer. Am 29. April fochten bei Pastrengo 4000 Österreicher gegen 14.000 Piemontesen, am 6. Mai aber entfaltete bei Santa Lucia der Doppelaar mit alter Kraft seine mächtigen Schwingen zum Fluge empor gegen die Sonne des Ruhmes.

Auf den Höhen von Verona am rechten Etsch-Ufer standen in den ersten Maitagen des Jahres 1848 nahezu 16.000 Mann von Radetzky's Heer mit 63 Geschützen kampfbereit. Es waren die Brigaden Wilhelm Taxis in Chievo, Friedrich Liechtenstein in Croce Bianca, Gyulay in San Massimo, Strassoldo in Santa Lucia, Clam bei Tombetta und die Cavallerie-Brigade Simbschen als Reserve zwischen Chievo und Porta San Zeno. Die Truppen hatten die Orte widerstandsfähig gemacht: Verhaue und Schützengräben, Geschützstände, Steindämme und crenelierte Mauern ergaben improvisierte Festungswerke, hinter denen sich einer starken Ueberzahl trotzen ließ.

50.000 Piemontesen entwickelten sich am Morgen des 6. Mai gegen die Heldenschar unserer 15.000! Um 9 Uhr stießen die Vortruppen ihres linken Flügels auf unsere Posten. Man hörte in Verona den Morgengruß der Geschütze; ernst stieg der Feldmarschall zu Pferde und mitten durch die keineswegs begeisterte Bevölkerung ritt er auf den Schauplatz des Kampfes. Gegen Santa Lucia, den stärksten Punkt unserer Stellung, warfen sich die feindlichen Colonnen und nur eine schwache Brigade (Strassoldo) — 2 Bataillone, 2 Escadronen und 6 Geschütze — vertheidigten den Ort.

Auf dem Friedhofe hatte sich eine Compagnie des 10. Feldjäger-Bataillons unter Hauptmann Brandt eingenistet und drei volle Stunden wich dieses Häuflein nicht von der Stelle. Mit sicher treffenden Stutzen standen die Jäger an der Mauer und wehe dem Feinde, den sie aufs Korn nahmen. Auf dem Kirchthurme von Santa Lucia, der eine freie Aussicht bis auf das Observatorium im alten Veroneser Castell gewährt, sind Brandraketen und Rauchkugeln bereit, welche sofort aufsteigen sollen, wenn der Feind naht: hier befand sich zu Anfang des Gefechtes der tapfere Commandant des 10. Feldjäger-Bataillons Kopal und überblickte in weiter Runde die dichten Colonnen der Piemontesen, die auf den Straßen von Villafranca, Sommacampagna, Sona und Castelnuovo gegen die österreichischen Stellungen vorrückten.

Sowie die ersten Piemontesen in den Feuerbereich der Jäger kommen, erhalten sie den ersten österreichischen Gruß, und mit doppelter, vierfacher Gewalt wird er sofort erwidert. Die Ouverture zur Schlacht beginnt. Immer näher rücken die feindlichen Tiralleurs den Geschützständen; die Kanoniere sind wehrlos, man zieht die Geschütze zurück und die 6. Compagnie unter Führung des Hauptmannes Jablonski nimmt ihren Platz ein, ohne ihre Patronen an die hinter Steinriegeln vortrefflich gedeckten Piemontesen zu verschwenden. Mittlerweile haben sich feindliche Colonnen auch in Fenilone festgesetzt, und von dort donnern die piemontesischen Kanonen nun gegen die Kirche und den Thurm von Santa Lucia. Die Jäger strafen den Feind mit stiller Verachtung; sie geben keinen Fuß breit und keinen Stein von der Stellung her, die ihnen anvertraut worden ist. Oberst von Kopal leuchtet ihnen voran in der Todesverachtung; er hält auf seinem Schimmel in den Geschützständen und ist nur mit Mühe zu bewegen, seine Person dieser exponierten Lage zu entziehen.

Eine Viertelstunde dauert die Kugelverschwendung der Italiener; sie sehen, dass Kopal's Jäger durch diesen Lärm der Bataillone und Batterien nicht von der Stelle zu rücken sind: nun setzen sich ihre dichten, blauen Sturmcolonnen gegen die Friedhofsfeste in Bewegung. Darauf hat Kopal gewartet. Nun winkt sein Säbel, nun rufen die Hornisten, und nun reden die österreichischen Jägerstutzen ihre tödtliche Sprache. Die 5. Compagnie des Hauptmann Brand, welche im Friedhofe steht, hat den wüthendsten Anprall zu bestehen. Bataillon an Bataillon zerschellt an diesen Friedhofsmauern; die ganze piemontesische Gardebrigade stürmt endlich heran; ernst und ruhig, mit sichern Augen und sicherer Hand erwarten die Compagnien Kopal's den erneuten Ansturm und schlagen ihn zurück. Manchen Grabhügel deckt nun der Leichnam eines kaiserlichen Jägers, so manches verwitterte Kreuz umklammert im Todeskampfe ein tapferer Soldat. Gutes, kostbares Soldatenblut tränkt die geweihte Erde, auf der man kämpfend steht, und sühnt die Störung des Gottesfriedens, die das eherne Gebot des Krieges verschuldet hat an diesem heiligen Orte.

Überall erscheint in diesen furchtbaren Stunden Oberst von Kopal; auf seinem milchweißen Schimmel reitet er im Kugelhagel das von Steinriegeln durchzogene Terrain bis zur äußersten Vertheidigungslinie der Seinigen durch und wo er ankommt, dort jauchzen ihm seine „Kinder" fröhlich zu — sie sind geborgen. „Vater Kopal" ist bei ihnen. Niemand will von seinem Platze weichen. Cadet Eugen v. Klimburg, den das verheerende Piemontesenfeuer nicht einen Augenblick aus der Fassung ge-

bracht hat, läßt sich, als ihm eine Kugel den Arm durch schossen hat, noch zweimal sein Gewehr laden und schießt so lange, bis man ihn, erschöpft vom Blutverluste, auf den Verbandsplatz bringen muss. Und dies thun ihm mehr als einer von den tapferen Jägern nach. Oberjäger Sailer unternimmt, nachdem seine Compagnie im dreistündigen Kampfe alle Patronen verschossen und rückwärts neue Munition gefaßt hat, mit vier Freiwilligen einen scharfen Patrouillengang gegen das mittlerweile vom Feinde besetzte Santa Lucia, schießt zwei Mann nieder, erobert die Divisions-Standarte des 5. Regiments der Brigade Aosta und kehrt ohne den Verlust eines einzigen Mannes zur Compagnie zurück.

Da dringt eine piemontesische Abtheilung in den Verhau ein, jubelnd folgen die Anderen — aber wozu hat der Jäger sein Haubajonnett? Das blanke Eisen stemmt sich den Eindringenden entgegen. Die Officiere mit geschwungenem Säbel voran, hinter ihnen die Jäger, so geht es, Einer gegen Zehn, in die feindlichen Massen hinein. Lieutenant Marinovich und der erst seit zwei Tagen als Freiwilliger eingerückte Oberlieutenant „in der Armee" von Bognar sterben hier an der Spitze der 5. Compagnie den Heldentod, mit ihnen Cadet Wilhelm Baron Marschall und drei Leute. Der Feind wird geworfen und ein kräftiges Bataillefeuer des ganzen Bataillons treibt ihn von dannen. Und wieder sammeln sich die Compagnien, wieder sehen sie in eherner Ruhe den kommenden Ereignissen entgegen.

So viel Heldenkraft, eine so unerhörte Zähigkeit verfehlt nicht ihren Eindruck auf den Gegner, er scheint entmuthigt, eine Weile stocken seine Angriffe. Da rückt plötzlich die Brigade Casale gegen den linken, schwach besetzten Theil, nimmt Santa Lucia in der Flanke, drängt das schwache Bataillon Siegmund — tapfere und treue Veroneser — zurück und bedroht nunmehr auch die Flanke des 10. Jäger-Bataillons. Das aus Verona entsandte Grenadier-Bataillon d'Authou — wackere Lombarden und Venetianer — greift wohl in den Kampf ein, kann ihn aber nicht wenden.

Sie haben genug gethan, die Jäger von Nummero Zehn: Dem mindestens sechsfach überlegenen Feinde haben sie drei Stunden Trotz geboten, die letzte Patrone verschossen, sie können und müssen an den Rückzug denken. Zuerst trennt sich die 5. Compagnie von dem so zähe vertheidigten Friedhofe; ihr folgt die erste. Hauptmann Jablonski deckt mit der sechsten ihren Rückzug. Und wie erfüllt er diese Aufgabe! Sein Oberjäger Baltes springt mit mehreren Rotten über den Steindamm, dringt mit dem Bajonnette in den Feind und bringt zwei piemontesische Züge zum Weichen. *Oberjäger Griesmayer* fällt dem Feinde in die linke

Flanke, schießt zwei Officiere nieder und macht die Rückzugslinie frei. Der Jäger Georg Bauer bleibt, aus zwei Wunden blutend, vier Stunden im Kampfe, beraubt mehrere feindliche Abtheilungen mit sichertreffender Kugel ihrer Führer und zieht in Reih und Glied von der Stätte des Kampfes zurück. Die goldene Medaille ist dieser drei Helden verdienter Preis. Oberlieutenant Schiller ist mit einer Halbcompagnie von Jablonski's Schaar der letzte in den Häusern von Santa Lucia; er rettet sich mit Mühe aus der Gefahr, abgeschnitten zu werden. Und auch als die Compagnien hinter dem Orte neugesammelt sind, müssen sie immer und immer wieder mit dem blanken Bajonett vorwärts, um sich vor der drohenden feindlichen Umklammerung zu bewahren. Um 2 Uhr nachmittags sieht man das Bataillon in fester, unerschütterter Haltung, zu neuen Kämpfen bereit, an dem die Ebene von Verona abschießenden Rideau. Frische, siegesfrohe Truppen rückten aus der Festung, um der erschöpften, decimierten „Brigade" Strassoldo's Hilfe zu bringen, dem Feinde die Zähne zu zeigen.

Feldmarschall Graf Radetzky war auf dem Kampfesplatze eingetroffen. Seine Gegenwart entflammte den Muth der Truppen, und der ritterliche Jüngling, welcher der niederhagelnden Geschosse des Feindes nicht achtend, entweder an der Seite d'Aspres hielt oder die Bataillone entlang sprengte und den Soldaten zündende Worte zurief — er mehrte die Begeisterung. Es war Erzherzog Franz Josef, die Hoffnung, die Zukunft Österreichs. In seiner unmittelbaren Nähe riss eine Kanonenkugel dem Pferde des Oberst Schmerling den Kopf ab: der Erzherzog blieb fest. Umsonst beschwor ihn FML. d'Aspres, mehr Bedacht auf seine Sicherheit zu nehmen — er blieb, wo seine Soldaten waren und theilte mit ihnen die Gefahr. „In der Zeit, in der wir damals lebten", schreibt zutreffend Schönhals, der geistvolle Generaladjutant Radetzky's, „fühlten wir so lebhaft den Wert eines kriegerischen Monarchen. Was Wunder, wenn uns in der glänzenden Erscheinung des Thronerben auf dem Todtenfelde von Santa Lucia ein Stern der Hoffnung aufgieng".

Um 5 Uhr abends war dieser Sieg errungen, Santa Lucia zurückerobert, des Feindes Macht gebrochen, sein Heer in völliger Flucht zurückgeworfen. Und wie war dieser Sieg erfochten worden! 12 Compagnien standen stundenlang gegen drei bis fünf Brigaden; schließlich fochten 20.000 Österreicher gegen 41.000 Piemontesen. Aber es war Radetzky, welcher commandierte, und Kopal war es, der treue Wacht hielt auf dem Friedhofe von Santa Lucia.

Fünf Wochen später, und die tapferen Zehnerjäger sammeln neue Lorbeeren vor Vicenza, auf dem Monte Berico; sie bezahlten

jedoch diesen glorreichen Tag mit ihrem „Vater Kopal", der dort den Heldentod starb. — —

Heute, nach 50 Jahren, wo Österreichs Völker das Fest des 50. Regierungsjahres ihres geliebten Kaisers feiern, der als junger Held siegreich bei Santa Lucia mitgefochten, wollen wir uns ganz besonders der braven Zehner-Jäger erinnern, die ein unvergängliches grünes Blatt in den Ruhmeskranz der Geschichte unseres Vaterlandes geflochten haben.

Hell und kräftig möge in unserer Armee — den Alten zur Ehre, den Jungen zum Ansporn — das alte Soldatenlied ertönen:

„Bei St. Lucia, an der Kirchhofsmauer,
Von drei Seiten von dem Feind umringt,
O, welche Schaar, sie trotz den Feuerschlünden!
Die Kugel pfeift und die Granate springt!
Wer war denn dort? Die Welt, die kennt sie schon:
Es war das zehnte Jäger-Bataillon!"

Der Untergang von Alt-Schallersdorf

am 23. Februar 1799.

Ein Winter war's, der strenger als je ein Winter schien,
Der sah viel flinke Reiter durch Öst'reichs Gaue ziehn.
Sie kamen hoch vom Norden auf ihres Czars Gebot,
Weil Frankreichs kühnes Drängen die Nachbarn arg bedroht.

Vom Übermuth der Herrscher war Galliens Volk befreit,
Es schwelgt im süßen Taumel der neuen goldnen Zeit.
Und was es selbst errungen, der Freiheit holde Macht,
Ward brüderlich den Völkern des Weltalls zugedacht.

Doch wie den Freund im Rausche, der um den Hals ihm fällt,
Wer nüchtern noch bei Sinnen, sich lieber ferne hält,
So wollten Deutschlands Völker den Franzmann nicht versteh'n,
Sie hielten sich vom Leibe sein Kosen und sein Fleh'n.

Als dann Franzosen-Heere, bedrohend Schweiz und Rhein,
Zum Einfall lauernd standen, da galt's bereit zu sein.
Da schlossen unser Kaiser und Rußlands mächt'ger Czar
Ein festgefügtes Bündnis, zu stürzen Frankreichs Aar.

Rasch zog mit seinem Heere Fürst Suwarow ins Feld,
Und Lwow, sein Unterfeldherr, hat sich zu ihm gesellt.
Er führt auf leichten Pferdchen Kosakenreiter zu,
Die suchten einst um Znaim ihr Nachtquartier und Ruh.

Zur selben Stunde brausten befreiend durch das Land
Italiens linde Lüfte bis hin zum Thajastrand,
Sie schmolzen Schneegefilde und sprengten Frost und Eis,
Und färbten Wald und Fluren, die vorher starr und weiß.

Und Bäch' und Ströme schwollen weit über Ufers Rand,
Nicht Wehr, noch Dämme leisten der Woge Widerstand.
Schon treibt gewalt'ge Schollen die Thaja vor sich her,
Das ganze Thal erfüllend, ein furchtbar tosend Meer.

Inmitten liegt ein Eiland, ein Dörflein still und klein,
Man sieht, wie das Verhängnis darüber bricht herein.
Verloren sind die Dörfler, gelähmt von Angst und Noth,
Kein Ausweg ist geblieben, ringsum nur Grab und Tod.

Als letzte Zuflucht bieten sich nur die Dächer dar,
Auf die, vom Strom umgeben, sich birgt der Menschen Schar.
„Will uns kein Retter kommen? Läßt Gott uns untergeh'n?
„Erbarme dich Maria, hör, unser heißes Fleh'n!"

So beten sie verzagend, ein Haus ums andre bricht,
Und ihre Hoffnung schwindet so wie des Tages Licht.
Doch hört ihr nicht Signale? Klingt nicht Trompetenton?
Dort nahen Menschenmassen mit raschem Schritte schon.

Geführt von edlen Männern, durch Zuruf angeregt,
Dringt der Kosaken Menge zum Ufer unentwegt.
Und mit der Bürger Hilfe, die aus der Stadt geeilt,
Wird Stamm an Stamm gebunden und Baum an Baum geseilt.

Und nun auf starkem Floße versucht mit Kraft und Muth
Ein Häuflein wackrer Männer zu bändigen die Fluth.
Sie kämpfen mit den Wogen, der Strom schießt blitzesschnell,
Doch treibt er hin zum Ziele, führt glücklich sie zur Stell,

Wo angsterfüllt schon zittern auf ihrer Hütten Stroh
Von Frost gequälte Menschen, des Lebens wieder froh.
Kaum ist die Ladung fertig, beginnt die Fahrt ans Land,
Stromabwärts fliegt das Fahrzeug, dort findet's leicht den Strand.

Indessen geht das zweite der Flöße auf die Fahrt,
Und bringt mit gleichem Glücke, was der Erlösung harrt.
Mit jedem neuen Gange wächst Muth und Zuversicht,
Und ist's auch Nacht geworden, die Retter hindert's nicht.

Sie hören wohl, so oft sie vom Unglücksort zurück,
Die überreichen Worte von Dankbarkeit und Glück;
Wenn sie auch nicht verstehen, was ihnen sagt der Mund
Der glücklichen Geborgnen, ihr Auge thut es kund.

„Wo keine Hilfe möglich, kein Retter nahe schien,
Da habt Ihr fremden Krieger uns Euern Arm gelieh'n.
Gott lohn' Euch Eure Thaten, kehrt heim zu Eurem Herd,
In unsern Herzen seid Ihr dem treusten Freunde wert!"

Kreishauptmann von Mittrowsky ist rastlos stets bemüht,
Wo er noch Rettung nöthig, noch Hilfe möglich sieht.
Und von den wackern Kriegern so lange keiner ruht,
Bis auch der letzte Dörfler gebracht in sich're Hut.

An hundert Menſchen galt es, zu retten vor dem Tod,
Und alle bis auf zweie entgiengen dieſer Noth.
Von ſechsundſechzig Häuſern nicht ſechs als unverſehrt
Sah man am andern Morgen — das Dörflein war zerſtört. —

Das Unglück iſt vergeſſen, verſchmerzt ſind Angſt und Schreck,
Altſchallersdorf blüht wieder, erbaut an anderm Fleck.
Doch unvergeſſen leuchtet durch des Jahrhunderts Zeit
Der Ruſſen und der Bürger hilfreiche Thätigkeit.

Nicht Worte ſinds, nicht Wünſche, die Zeit und Noth beſteh'n,
Nur Thaten ſind ſo mächtig, daſs ſie nicht untergeh'n.
Drum ſtrebe, kämpfe, ringe, mein Volk ſei unverzagt
Trotz Noth und Nacht, dem Kühnen ein neuer Morgen tagt!

Karl Bornemann.

Des alten Schallersdorf Untergang

am 23. Februar 1799.

Ballade von P. Gräf. — Znaim, 1845, Druck von M. F. Hofmann.

Die Sonne schritt auf höh'rer Bahn,
Die Lüfte hauchten linde,
Der Schneeberg fing zu rauchen an,
Es borst der Thaja Rinde.
Zum Bunde mit stürzenden Wässern trat
Die falsche Najade auf grausen Pfad.

Und wo im kalten Todesgang
Die Wellenschwärme wallen,
Da muss dem ungestümen Drang
Des Lebens Blüthe fallen.
Ach! Schallersdorf ahnt nicht den nahen Harm,
Es wiegt sich im friedlichen Schlafesarm.

Schon schießen, eine Meeresfluth,
Vom Damme herab die Massen,
Schon stürmen sie wie Feindeswuth
Durch meines Dörfchens Gassen,
Da reißt aus den Himmeln des Stroms Gebraus
Die träumenden Schläfer halb nackt heraus.

Und von dem Fensterlein herab
Erblicken sie mit Schrecken
Das grinsend weite Wellengrab
Um ihrer Häuser Ecken.
Am Himmel erglänzet kein Rettungsstern,
Die Nacht trägt den Jammerruf nah und fern.

Und näher stets und näher rückt
An's Leben nun die Welle,
Schon ist das Fensterlein zerdrückt,
Schon schwimmt das Bettgestelle.
Erbarme Dich, Jesu! erbarme Dich!
So dröhnt's von den Dächern gar fürchterlich.

Der Schrei rührt des Erbarmens Ohr!
Es steigt des Tages Funkel
Jetzt durch Auroras Purpurthor,
Aus seinem nächt'gen Dunkel!
Am Ufer thaut reichlich des Mitleids Schmerz,
Doch fehlet zum Retten das kühne Herz.

Die aufgeweichte Lehmwand sinkt,
Und an des Giebels Ende
Hängt eine Gruppe hier und ringt
Verzweiflungsvoll die Hände.
Das heimische Vieh brüllt nach Rettung dort —
Umsonst, es treiben die Fluthen es reißend fort.

So ward von Angst und Tod'sgefahr
Der Mittag hergeführet —
Da naht Rutheniens edle Schar, [1])
Von Suwarow regieret;
Denn, köstliche Wahrheit, es zeuget ja wohl
Auch liebwarme Herzen der kalte Pol.

Sie hört des Jammers Gotterbarm,
Sieht brennen seine Thränen,
Und rudert mit gewalt'gem Arm
Entgegen jenen Tönen.
Und holet die Väter aus Todesfluth
Mit ihrer Erzeugten hochheil'gem Gut.

Gott zahl' mit Lust Euch uns're Lust,
Schluchzt die entzückte Menge,
An ihrer nord'schen Retter Brust;
Und kommt Ihr ins Gedränge,
So wahr' Er das Leben Euch unverletzt,
Dass Ihr für uns liebevoll eingesetzt!

Mein Dörf'chen! wie? nicht eine Spur
Zeigst Du von Deinem Leben?
Wo war die lusterfüllte Flur,
Wo einst mit lust'gem Schweben
Dem Kirchpatrone zu Preis und Lob
Die Jugend den züchtigen Reigen wob?

Wo stand mit dem Madonnenbild
Die heilige Kapelle,
Und wo der Schulknab' einst gespielt,
Wo ist die Rasenstelle?

[1]) Unter dem Brigade-Commando des russischen Generals Lwow an die Thajabrücke kommend.

Sie fiel mit dem Thürmchen dem Wogendrang,
Von dem zum Gebet einſt das Glöcklein klang.

War's hier, wo ſonder Harm und Gram
Im friedlichen Vereine
Berathend einſt zuſammen kam
Die liebende Gemeine?
Blieb außer dem Zöllner- und Wirtsgebäud'
Das Klappern der Mühl' nur aus alter Zeit?

Ja Dörfchen mein! in ſtolzer Zeit
Biſt ſtille Du ergrauet,
Du haſt der Luca [1]) Herrlichkeit,
Der Mutter, angeſchauet,
Ihr Buſen bot reichliche Nahrung Dir,
Sie gab Dir ſogar ihres Namens Zier! [2])

Doch ſprich! wirſt von dem Falle Du
Dich nimmermehr erheben,
Wird Dein Bewohner immerzu
Wie ein Nomade leben?
Kalt weht's über Haberſtoppeln ſchon hin,
Und noch ſtarrſt Du in Deinem Ruin?

Doch ja, doch ja, ſchon hebeſt Du
Viel ſtolzer Deine Giebeln,
Kein Fluſsgott ſtört mehr Deine Ruh
Mit Pyrrha's bangen Uebeln!
Denn, ſorglos von Deines Hügels Höh'n,
Kannſt Du jetzt toben die Fluthen ſeh'n.

Kein zart beſaitet Menſchenherz
Blieb kalt bei Deinen Wehen,
Das fremde Leid weckt eig'nen Schmerz
Als wär's uns ſelbſt geſchehen.
Und unter den Guten ſtand oben an
Ein menſchenfreundlicher, edler Mann.

Daſs Deine Dankgluth nicht verglimm'
Für den erhab'nen Grafen,
Der ſchützend vor des Waſſers Grimm

---

[1]) Das Kloſterſtift Bruck heißt lateiniſch Luca (ſlav. Lauka) geſtiftet im Jahre 1190 vom Herzoge Otto IV. und ſeiner Mutter Maria, Tochter des Herzogs Otto von Wittelsbach.

[2]) Das Dorf hieß urſprünglich Lauka (Wieſe) lat. Luca und wurde dem Kloſter vom Herzoge Wladimir ſammt dem Obſtgarten im Jahre 1191, dann die Mauth daſelbſt vom Herzoge und Markgrafen Heinrich geſchenkt.

Dich barg in diesem Hafen,
Grab' für den Enkel in Erz und Stein
Den strahlenden Namen Mittrowsky ein!

Es ist geschehʼn! Am Thürmlein dort
Der schmucken Dorfkapelle,
Erzählt ein rührend banges Wort,
Wie die empörte Welle
Die Dörfler verscheucht aus harmlosem Schlaf
Und hieher verpflanzte der edle Graf.[1])

[1]) Anton Friedrich Graf Mittrowsky von Nemischl im Jahre 1799 k. k. Kreishauptmann in Znaim, darnach Landesgouverneur von Mähren und Schlesien, endlich oberster Kanzler, Ritter des goldenen Vließes ꝛc. starb *am 2. September 1842.*

Zur Geschichte des Weinbaues

in unserer Gegend.

(Nach der Schrift „Ueber den Weinbau im Znaimer und Joslowitzer Gerichtsbezirke" von Johann Haase. — Znaim 1873).

Wann der Weinbau in Oesterreich und Mähren begonnen wurde, läßt sich auf das Jahr nicht bestimmen. Denn obwohl ein einheimischer Alterthumsforscher überzeugt ist, in der nächsten Nähe von Znaim (bei Altschallersdorf) unter zweifellos vorgeschichtlichen Scherben die Ueberreste von Trauben gefunden zu haben, führt Freiherrr von Hochberg in seinem den österreichischen Ständen gewidmeten, sehr umfangreichen und schätzbaren Werke „Adeliges-, Land-, und Feldleben", gedruckt zu Nürnberg 1695 an, daß zu Varros Zeiten weder in Deutschland noch in Frankreich Weinberge bestanden haben, daß durch römische Kolonien, welche in Oesterreich-Ungarn waren, die Weinreben zuerst aus Italien nach Friaul, dann nach Steiermark, Ungarn, Oesterreich und so fort nach ganz Deutschland verbreitet wurden, und er führt die beiden Viertel unter dem Manhartsberg und Wienerwald, namentlich wo sie an Ungarn grenzen, als Gegenden an, wo der Wein ein vorzügliches, allenthalben wohlbekanntes und berühmtes Gewächse liefere. Weiters werden die Weine aus Retz, Pulkau, Retzbach, Polstorf (Poisdorf?) namentlich, wenn sie abgelegen, als stark und kräftig geschildert, welche weit und breit verführt werden. Die Anfänge des Weinbaues in Mähren reichen sehr weit zurück und dürften mit der Errichtung der Klöster zusammenfallen. In der Geschichte Mährens von Dudik wird angeführt, daß um das Jahr 1078 das Kloster Hradisch bei Olmütz bei seiner Stiftung vier Weinbauern mit ihren Söhnen erhielt, weiters um das Jahr 1220, daß das Kloster Welehrad gleich nach seiner Begründung bei Urschütz im Brünner Kreise Weingärten anlegte. Das älteste umfassende Geschichtswerk Mährens Pessina's Mars Moravicus, sagt: „Durch die Erzeugung vorzüglichen Weines ist das Land wohlhabend, und einige Orte, besonders: Unter-Tannowitz (bei Nikolsburg), Poppitz (bei Auspitz), Bojkowitz (bei Ungar.-Brod), Polehradits

(bei Auspitz), Steinitz (bei Gaya), Buchlau (bei Ung.-Hradisch), Blatnitz (bei Ung.-Hradisch), Lipow (bei Göding), Hluck (bei Ung.-Hradisch) und Ung.-Brod tragen soviel, dass sie an Güte Niederösterreich wenn nicht übertreffen, so doch gleichkommen. Rother Wein wird vorzugsweise in Bisenz und auf den Maidenbergen nahe bei Nikolsburg und bei Znaim angeführt." (1677).

In Hajeks tschechischer Chronik, übersetzt von Saadel in die deutsche Sprache, wird das Jahr 892 bezeichnet als dasjenige, wo in Böhmen aus Anlass der Geburt von Spitihnev der erste Wein getrunken wurde; der Herzog von Borziwoy erhielt vom Könige von Mähren ein großes Fass herrlichen Weines zum Geschenke. Bei der Unbekanntschaft mit dem Getränke wurde es zuerst von den Dienern und dann erst von dem Herzoge und den Gästen versucht und von allen sehr gelobt.

Was speciell den Beginn des Weinbaues von Znaim betrifft, so werden das erstemal Weingärten in der Urkunde betreffend die Erweiterung der Stadt unter König Ottokar I. im Jahre 1201 erwähnt. Dass der Weinbau ein bedeutender und der Handel damit ein viel betriebener war, darauf deutet, dass im 13. Jahrhundert in der Stadt ein Weinmarkt, wo Wein in Gebinden verkauft wurde, privilegiert war. Das von König Matthias in Retz im Jahre 1486 verliehene Bergrecht besagt, dass Kaiser Karl anno 1375 den Znaimern den Handel mit Wein nach Böhmen, Mark Brandenburg und Lausitz gegen Provenienzzeugnis bewilligte. Schon die Lage der Stadt an der von Oesterreich nach Prag führenden Reichsstraße mag sehr viel beigetragen haben zum Aufschwunge derselben.

Vom König Matthias zu Retz im Jahre 1486 wurde der Stadt Znaim ein Bergrecht verliehen, welches im Jahre 1677 als Weingarten- und Bergrechtsordnung bei der Stadt Znaim erneuert wurde.

Wie der „Schobeser“ entstand.

Die schöne Thaja, geblich grau,
Die fließt durch grüne Auen,
Wenn ich in ihren Spiegel schau,
Faſst mich ein heimlich Grauen!

Du biſt ein Fluſs, und biſt es nicht,
Du haſt zu wenig Waſſer!
Man badet, wenn die Sonne ſticht,
's wird kaum der Knöchel naſſer!

Wer ſtaunt, daſs man zum Himmel ſchrie,
Um „mehr“ der kühlen Tropfen,
Und Gott verläſst die Menſchen nie,
Thut nicht ſein Ohr verſtopfen!

Gott Vater hört den Klageruf,
Kann Menſchenqual ermeſſen,
Sieht, daſs, als er die Thaja ſchuf,
Das Waſſer ganz vergeſſen!

Er ſpricht: „Das Waſſer weit und breit,
„Iſt alles ſchon vergeben,
„D'rum müſst Ihr ſchon in Ewigkeit
„An dieſem Bächlein leben!

„Doch weil ich ſeh', ob alt, ob jung,
„Kein Froſch kann froh d'rin leben,
„So will ich als Entſchädigung,
„Euch beſſern Tropfen geben!“

Sprach's, baut den „Schobes“ auf in Eil,
Den Grünen und den Langen!
Stellt Weinſtöck' auf die lange Zeil,
Die voll von Trauben hangen.

„Weil Waſſer Ihr zu wenig habt,
„Will ich's durch Wein erſetzen,
„Drum fröhlich Euch an ihm erlabt,
„Thut Euere Kehl' benetzen!

„Und beſſer ſoll der Tropfen ſein,
„Als weit und breit zu finden,
„Es ſoll den Ruhm von Euerem Wein,
„Die ganze Welt verkünden!“

Drum wächst der Wein am „Schobes“ gut,
Schon damals und noch heute,
Und was der Saft den Menſchen thut,
Das wiſſen — manche Leute!

Theodor von Hörmann

ein Maler unserer Heimat.

Zur Ausstellung der Werke Theodor v. Hörmann's.

Seit Jahren konnte man den Bildern Theodor von Hörmanns in den Ausstellungen des Wiener Künstlerhauses begegnen: aber das große Publicum beachtete sie kaum. Es gieng theilnahmslos vorüber an diesen herbstlichen Waldinterieurs, an den thaufeuchten, weiten Wiesenflächen, welche die aufgehende Sonne von ihren Nebelschleiern erlöst, an den bereiften Feldern, an den Waldwegen, die von Frühschnee leise besät sind. Man fand im Allgemeinen mehr Freude an „lieblichen" Puppengesichtern und steifleinernen Panoptikumscenen, die man für echt österreichische Malerei anpries. Um nicht zu den Ungebildeten zählen zu müssen, blieb man in Bewunderung vor jener Modeware stehen, die Schöpfungen Theodor v. Hörmanns übersah man. Hingen sie doch fast immer in dunklen Winkeln oder über den Thüren so hoch da droben. Und fiel einem einmal solch eine Landschaft Hörmanns auf und frug man irgend einen der führenden Geister im Künstlerhause, wer eigentlich dieser Hörmann sei, so kam die Antwort:

„Na, so einer! — Ein ganz Verrückter! Wie der Diefenbach etwa; nur noch gefährlicher, weil er nicht mit langen Haaren herumläuft und Mitglied der Künstlergenossenschaft ist. Gegen Diefenbach kann man sich wehren. Der wird einfach überhaupt nicht über die Schwelle des Hauses gelassen. Aber der Hörmann! Er macht von seinen Rechten als Mitglied der Genossenschaft weitgehenden Gebrauch. In jeder Versammlung redet er ganze Broschüren. Und hört man ihm zu, so läuft man sogar Gefahr, ihm fast Recht zu geben. Er ist ein Umstürzler, ein Rechthaber, ein . . . na, ich will mich nicht ärgern über ihn! Sehen Sie selbst! Diese Malerei!"

Und die gute, wissbegierige Dame ist nun ganz der Meinung ihres Führers und vornehm lächelnd wendet sie sich ab von dem Werke des widerborstigen Herrn und neigt sich hocherfreut

einer Süßlichkeit von Eugen v. Blaas oder einem Bildchen von Simm zu.

Theodor von Hörmann aber, der Maler mit dem graumelierten Bart, mit dem von der freien Natur stark gerötheten Antlitz, in dem ein paar fixe Augen unter den dichten Brauen staken, ging wie ein Fremder herum unter den Künstlern und schönen Frauen. Fand er aber einen, von dem er wusste, dass er einem anderen Geiste zugänglich sei, dann fasste er ihn beim Rockknopf und wetterte, fluchte und klagte:

„Da schau'n's, wo s' mich wieder hing'hängt haben! Da oben! Ich bitt' Sie! Da oben hin! Das feine, zarte Ding, an dem alles Ton und lichte Valeurs hat. Das ist keine pathetische Silhouette, die auf Fernwirkung berechnet ist, das ist ein intimes Bild. Und da hinauf hängen sie mir's! Ich schau gar nicht hin; denn ich schäm' mich! Sie, aber was ich da gemalt hab', ist richtig! Jeder Ton, jede Linie beobachtete Natur! Und eine Freude ist's, so was zu malen. Wie ich da draußen g'sessen bin, jeden Morgen, in der Umgebung von Znaim, bei einer Kälten, dass mir die Finger steif worden sind, da hab' ich halt das gemalt; nicht im Atelier nach Studien zusammengestellt. Natur hab' ich g'malt. Wissen Sie, was das heißt, Natur? Das ist die ganze Malerei, die ganze Kunst. So haben's auch die alten Meister gehalten, der Velasquez! Und auch die Franzosen machen's nicht anders, Manet zum Beispiel. Und Corot, Daubigny, Milet, die haben's auch so gemacht, darum sind sie so groß geworden. Aber bei uns, da muss man alles fein arrangieren, in eine braune Sauce tauchen und herrichten, dass es ausschaut wie ein Bild, das seit zweihundert Jahren, schmutzig und gelb geworden, in einer Gallerie hängt . . ."

So konnte er reden und poltern mit Geist, Temperament und ungeheuerer Sachkenntnis. Und den Rockknopf ließ er dabei nicht los.

Gab es schon zu Lebzeiten Hörmann's einige, die meinten, dass er nicht ganz so „verrückt" sei, wie man gerne von ihm behauptete, so war man dem Künstler gegenüber doch ungläubig. Er hatte nur Gegner, aber immer solche, die sich doch nicht als solche offen bekannten. Man war nie direct unhöflich mit ihm. Im Gegentheil. Aber hinter seinem Rücken! Das eben brachte ihn ganz aus dem Häuschen. Er wusste: Hier sind die Feinde! Und er wollte sie fassen. Er konnte nicht; denn alles wich vor ihm zurück, wo er erschien.

So zerquälte er sich sein Lebelang und wüthete gegen eine feste Mauer, die nicht Stand hielt und doch nicht aus den Fugen gieng. Er kämpfte für seine Kunst, die ihm alles war. Er lebte und litt für sie. Und er litt schwer

Er schrieb mir lange, lange Briefe übergehend in künstlerischem, jugendlichem Enthusiasmus, weil er sich des Gleichgesinnten freute. Und wenn er auf die Kunst zu reden kam, dann konnte er weinen, weinen wie ein Kind. Nicht über sich. Er konnte es ertragen, zurückgesetzt zu werden.

„Wir," meinte er einmal, „wir sind solid gebaut. Wir überdauern die Wirtschaft. Und so Gott es will, werden wir doch noch einmal eine wirkliche österreichische Kunst schaffen. Aber die anderen, die Schwachen, die zugrunde gehen müssen, weil sie die Zurücksetzungen und Verletzungen nicht ertragen, die keine Nerven haben wie wir und die Künstler geworden wären?" Und für diese ehrlichen, strebsamen Collegen schrie er, wüthete er, tobte er, für sie hielt er Reden in den Versammlungen der Genossenschaft, für sie, immer nur für sie kämpfte er.

Jedes Wort Hörmanns könnte unser großer österreichische Meister Waldmüller gesprochen haben. Derselbe Drang nach Befreiung, der Ferdinand Georg Waldmüller vor Jahrzehnten zu einer Streitschrift veranlasst hatte, die ihn um seine Stellung als Professor der Akademie brachte, ihn in Acht und Bann that, erfüllte diesen guten, treuen, braven und ehrlichen Theodor von Hörmann. Er führte Jahre hindurch einen vergeblichen Kampf gegen die Schablone und gegen den Cliquengeist. Er unterlag wie Waldmüller und starb wie dieser gestorben, ohne den eigenen Ruhm gekannt zu haben.

Man verauktionierte noch zu Lebzeiten Waldmüllers eine Serie seiner Bilder, deren größter Theil zum Preise von 60 fl., 80 fl. und 100 fl. K.-M. losgeschlagen hatte. Theodor von Hörmanns Nachlass sollte ebenfalls einmal zur Versteigerung gelangen, als man im Jahre 1895 eine Collectivausstellung seiner Werke im Künstlerhaus veranstaltete. Die geringe Hoffnung, diese Werke damals zu würdigen Preisen anzubringen, vereitelte das Unternehmen.

In einigen Tagen nun wird man den Plan, die Bilder Hörmanns zur Versteigerung zu bringen, endgiltig ausführen. Der Erlös soll nach dem Wunsche des verstorbenen Meisters einem würdigen jungen Künstler Gelegenheit geben, sich in seiner Kunst auszubilden. Das ist gut. Aber man kann bei diesem Anlass den Wunsch nicht unterdrücken, dass diese hochherzige Spende des Mannes, der die seelischen Leiden des erfolglosen Mühens gekannt hat, nur einem wirklich würdigen Jünger zu statten käme, der im Geiste des Todten wirkt und den ehrlichen Drang in sich hat, sich ebenso von der alten Schablone wie von der neuen zu befreien.

In dem Gebäude der „Secession" wird von heute ab die Auktionsausstellung der Werke Theodor von Hörmanns dem

Publicum zugänglich gemacht. In geschmackvoller Anordnung präsentieren sich diese reizvollen Bilder, die so ganz vom Drängen erfüllt sind, die Natur mit all ihrem Farbenreiz nachzubilden, besonders günstig.

Da fällt jenes Bild, „Der Brandleger", auf, das der Künstler in Fontainebleau begonnen und in Znaim beendet hat. Es ist eine große Leinwand, ein wenig schwarz und stumpf in der Farbe; noch lange nicht kräftig und frei, wie seine letzten Werke.

„Angefangen in Fontainebleau, vollendet in Znaim 1891" heißt es, erklärend im Kataloge. Der Satz umschreibt in großem Zuge das Leben des Malers: In jungen Jahren Officier hatte er sich, erst als Vierzigjähriger, der Malerei ergeben. Er studierte in Wien unter Feuerbach und Lichtenfels. Dann kam er als Zeichenlehrer an die Officiersschule zu St. Pölten, unternahm Studienreisen und entschloss sich in den Achtzigerjahren, endlich ganz nach Paris zu übersiedeln.

Von da ab datiert seine wirkliche Künstlerschaft. Rastlos arbeitete er in der Umgebung von Fontainebleau, Barbizon, Samois. Skizzen und Studien aus dieser Zeit, wie „Der Dorfbrand", „Die Ernte", „Der Tuilleriengarten", Straße aus St. Servan", „Sammeln der Holzkohle", „Eisgewinnung", „Schleppschiffe", „Meeresküste", „Französische Bäuerin aus Fontainebleau" bezeichnen diese Periode. Man fühlt an diesen vor allem, wie er frei und unmittelbar schafft und merkt dagegen an einigen Bildern, welche nach diesen Studien gemalt sind, die Atelierarbeit und das vergebliche Bemühen, seine Kunst in Schulregeln einzuschnüren. Das versuchte er in seinem „Brandleger", darum ist dies Bild kein Meisterwerk geworden, obgleich es in Frankreich begonnen wurde. Auf dem Wege nach Znaim, wo er den Rest seines Lebens verblieb, dürfte er mit dieser Leinwand Wien berührt und hier den Einfluss seiner Collegen aufgenommen haben. Die „Schablone" drängte sich an ihn, und so ist das Werk missglückt.

Wie wunderbar sind dagegen „Der Morgen", der „Weg durch Esparsettefelder zur Zeit der Fliederblüthe", „Weingarten in Znaim", „Schweineheerde", „Weingarten bei Regenwetter", „Abend auf der Thaja", „In den Obstgärten von Znaim zur Zeit der Blüthe", der „Nachsommer im Buchenwalde", „Der Obstgarten, Blüthezeit", „Esparsettefelder bei aufziehendem Gewitter" und „Morgensonne".

Seine ganze, merkwürdig interessante Malart, der ungemein heftige Drang, zu malen, was schön ist, weil es wahr ist, äußert sich dann noch frei und rückhaltslos in seinen vorzüglichen Schnee- und Winterstudien. „Erster Schnee", „Schlittschuhläufer", „Nach

dem Eisgang", „Mittag im winterlichen Buchenwalde" und sein letztes Werk die „Ansicht vom Mehlmarkt", ein Bild, welches für das Museum der Stadt Wien geschaffen scheint, sind fast tadellose Werke. Wenn auch nicht immer von gleicher Kraft der feinen Farbenbeobachtung, zeigen sie doch deutlich, wie der Künstler ganz aufgieng in seiner Kunst, wie er die Heimat mit ungewöhnlichem Verständnisse nachschuf. Die Eindrücke, die er aus Frankreich mitbrachte, hat er in Oesterreich abgeklärt; das Ziel, welches er sich dort steckte, hier hat er es endlich erreicht. Von Fontainebleau bis Znaim! Auf heimatlichem Boden erst ist er, der österreichische Landschaftsmaler, ein Meister geworden.

Ganz vergeblich versuchte er den Süden, Italien, nachzuschaffen! Was er in Sicilien, in Taormina, am Fuße des Aetna gemalt hat, wohin er mit einigen Freunden kurze Zeit vor seinem Tode gegangen war, ist in manchem Detail gelungen. Doch weit blieb Hörmann hier davon entfernt, die farbige Gluth dieser heiligen Insel wiedergeben zu können.

So haben wir von dieser ungemein interessanten Ausstellung der Werke Theodor von Hörmanns denselben Eindruck wie von F. G. Waldmüller — sie beide sind nur dann groß gewesen, wenn sie heimische Erde berührten, das Leben, die Menschen, Luft, Wald und Feld aus Oesterreich malten. Man kann die beiden österreichischen Meister aber nicht nur darin nebeneinander stellen, sie gleichen sich auch in dem erbitterten Kampfe, den sie gegen eine faule, unkünstlerische Schablone führten.

Waldmüller hatte einen Weg zur Natur in seinen Werken gewiesen. Sein Geist konnte aber in der tollen Makart- und Canon-Zeit nicht weiter wirken. Ein günstigerer Stern leuchtet dem Nachlasse Hörmanns. Diese beiden Meister zeigen uns, wo wir einsetzen müssen, um groß zu werden, wie die Schule von Barbiçon, die Niederländer, die Engländer, die Schotten und die Worpsweder. Sie wurden groß, indem sie nichts anderes malten, als den Fleck der Erde, den sie kannten, der ihre Heimat war.

So bildeten sie sich ihre Art und Eigenart zur Meisterschaft aus. Wir müssen in diesem Sinne weiter streben.

Ferry Beraton. (Oesterr. Volksztg.)

Der Abschied von Theodor von Hörmann.

Es waren zwar persönliche Beziehungen, die Gefühle der Anhänglichkeit und Dankbarkeit, welche mich nach Wien zogen, um der Versteigerung von Hörmanns hinterlassenen Gemälden im Ausstellungsgebäude der Secession beizuwohnen. Aber, obwohl ich dabei meine unbedeutende Person in den Vordergrund stellen muss, ich darf es doch erzählen, wie mir der seltsame Mann verehrungswürdig geworden ist, denn es ist ein Zeugnis für sein warmfühlendes Herz, das oft unter der rauhen Außenseite verkannt worden sein mag.

Herr von Hörmann hatte sich den „Faschinggarten", jenen reizenden Winkel an der Peripherie der Stadt Znaim zur Arbeitsstätte erkoren, den er dann in zahllosen Bildern, am glänzendsten in „Des Kranken Morgenfreude" verewigt hat. Schon die abgelegene Lage des Hauses trug dazu bei, dass der Künstler nicht zu viel mit der Znaimer Gesellschaft in Berührung trat; auch ich hatte nur geschäftlich mit ihm verkehrt und dabei allerdings gern ein längeres Gespräch mit ihm angeknüpft, um mir in seiner stoßweise auftretenden Gesprächigkeit von seinen Projecten und seinem Streben erzählen zu lassen. Denn ich wusste, dass die landschaftlichen Reize von Znaim ihn in unsere liebe Thajastadt gezogen hatten, daher war der Gegenstand seiner Bilder, das Was, mir, als eifrigem Sammler von Znaimer Ansichten damals noch wichtiger, als das Wie. Aber noch war ich seiner wiederholten freundlichen Einladung, ihn in seinem Atelier zu besuchen, nicht nachgekommen, als mich im Februar 1891 eine schwere Krankheit dem Tode nahe brachte. So viel herzliche Liebe und Theilnahme ich aus diesem Anlasse erfahren habe, das Ueberraschendste war mir der unerwartete Besuch des Herrn von Hörmann, der mich am ersten Tage, den ich außerhalb des Bettes zubringen durfte, im Krankenzimmer aufsuchte und mir in der wärmsten Weise Muth zusprach, mir dem Fremden, der ich nicht einmal gewagt hatte, den geschäftlichen Verkehr als Vorwand zum ersten Atelierbesuch auszunützen. So ist mir die Herzensgüte des einsamen Künstlers

in dankbarer Erinnerung geblieben, und es gieng mir doppelt nahe, als ich ihn später durch Jahr und Tag gegen ein schweres Leiden mit dem unbeugsamen Trotze seines harten Charakters kämpfen sah. Als dann die Nachricht von seinem Hinscheiden kam und die Mittheilung von der Ausstellung seines Nachlasses im Jahre 1895, da kränkte es mich im Stillen, dass ich bei beiden Anlässen nicht unter der Schar seiner Verehrer erscheinen konnte, und es hätte mir wehe gethan, wenn ich auch diesmal bei der Versteigerung seines Nachlasses hätte fern bleiben müssen. So hatte ich mich denn auch gewissenhaft eingefunden, als es am 27. Februar 1899 zur Theilung des Erbes kam, bei der Alle erschienen waren, die nur irgend welches Verständnis für den Namen Theodor von Hörmann besitzen und Mancher, der Antheil nimmt an der edelmüthigen Stiftung für junge Künstler, die mit diesem Namen verknüpft werden soll; es waren augenscheinlich zumeist Leute anwesend, die ebenso wie mich persönliches Interesse herbeigeführt hatte.

Obwohl bei der mehrstündigen Dauer der Versteigerung nichts als Nummern und Zahlen zu hören waren, und weder der Gegenstand der Bilder ausgerufen, noch die Namen der Ersteher oder Bieter genannt wurden, war die ganze anwesende Gesellschaft einig im vollen Verständnisse für die Vorgänge, und wie es schien, sehr miteinander vertraut. Die Mehrzahl der Anwesenden dürften Künstler gewesen sein, und nur einige Familien schienen Officiers- und Adelskreisen anzugehören, die durch alte Bande an Herrn von Hörmann gefesselt sind.

Wie man sofort bemerkte, waren die Bilder von den Licitationsleitern ausnahmslos außerordentlich hoch geschätzt, und sie wurden für den dritten Theil des Schätzungspreises ausgerufen. Dabei war die Regel, dass die größeren und theuersten Bilder meist unter dem Schätzwerte, die kleineren Objecte vielfach bedeutend über dem Schätzwerte zugeschlagen wurden. Ich zog daraus den Schluss, dass auf Seite der Käufer mehr Kauflust als Vermögen vorhanden war, und auch darin liegt ein gutes Zeichen zu Ehren des Künstlers. Es waren keine Mäcene, keine Geldprotzen da, welche die Glanzstücke um jeden Preis zu erwerben trachteten, aber Viele, die wenigstens ein bescheidenes Stück, wenn auch zu verhältnismäßig hohem Preise zu erwerben wünschten.

Obwohl der Auctionator zu noch rascherer Entschlossenheit mahnte, wurde die ganze Versteigerung anstatt in den anberaumten 6 Stunden in $2^1/_2$ Stunden vorgenommen mit dem über alle Erwartung hohen Resultate einer Einnahme von 40.000 Gulden. In absichtlich bunter Reihenfolge, weder chronologisch nach der Entstehungszeit, noch nach dem Werte oder

dem Gegenstande geordnet, wurden die Bilder von der Dienerschaft auf die Staffelei gebracht und jedes nach 1 bis 2 Minuten dem glücklichen Ersteher übergeben.

Den höchsten Preis erzielte, wie zu erwarten war:

Nr. 33 „Ansicht des Mehlmarktes in Wien" 1895, mit 2300 fl., obwohl es aus Speculation auf die Erwerbung durch irgend eine Gallerie mit 3000 fl. bewertet war.

Nr. 29 „Der alte Klostergarten in Taormina" 1894, eine Blütenpracht in richtiger Hörmannscher Pleinär-Malerei und mit seiner peinlichen Detailzeichnung, sicher das charakteristischeste Stück der ganzen Sammlung, überschritt mit 1700 fl. den Schätzwert von 1500 fl.

Nr. 56 **„Znaim im Winter"**, 1892, jene bekannte Partie am Tränkberg, wo sich die kleinen Häuschen „krippelspiel"-artig übereinander aufbauen und vom Thurme der Nikolaikirche überragt werden, erzielte als drittes einen Preis von 1660 fl. gegenüber der letzten Schätzung von 1800 fl. Wenige Tage vorher war es mit 800 fl. geschätzt worden. Dieses Bild, wohl das bedeutendste und vollendetste in der ganzen Sammlung, ist für die „Akademie der bildenden Künste in Wien" erstanden worden und bleibt somit der Oeffentlichkeit erhalten. Es ist erfreulich, dass gerade dieses Bild gewählt wurde, den Nachwuchs der Künstlerschaft Oesterreichs auf Hörmann aufmerksam zu machen, denn es wird ihr Augenmerk zugleich auf Znaim lenken. Zu bedauern ist nur, dass man diesem interessanten Bilde den Titel „Znaim im Winter" gegeben hat. Wer das Bild der kleinen Häuschen am Tränkberge sieht, wird sich einen sonderbaren Begriff von der Stadt Znaim machen, ist es doch nur eine kleine „Partie aus Znaim".

Nr. 9 „Mittag im winterlichen Buchenwalde bei Wessling" 1892, mit 1200 fl. geschätzt, fand für 1620 fl. einen glücklichen Käufer.

Nr. 44 „Schlittschuhläufer bei Lundenburg" 1893 geschätzt mit 1800 fl., gieng für 1600 fl. weg.

Nr. 37 **„Das große Esparsettefeld bei Znaim"**, 1893, geschätzt mit 1400 fl., verkauft für 1580 fl.

Nr. 20 „Die Ernte", Samois 1887, ein Bild in der Größe von 50 × 37 Centimeter das mit 700 fl. geschätzt war, erzielte 1120 fl.

Nr. 26 „Der Aetna von Taormina aus gesehen", 1894, 1100 fl.

Nr. 67 **„Wintersonne in Znaim"**, 1893, geschätzt mit 1500 fl., *verkauft um* 1000 fl.

Nr. 22 „Der Morgen", Lundenburg 1894, mit 1500 fl. geschätzt, ergab aber nur 1000 fl.
Und auch das meistbesprochene, aber am wenigsten im Geiste Hörmanns gehaltene Bild:
Nr. 14 „Der Brandleger", Znaim 1897, erzielte statt 2000 fl. nur 950 fl.
Nr. 95 „Im Walde des verstorbenen Mannes", Wesling 1892. Schätzung 1200 fl., Preis 950 fl.
Nr. 34 **„Unter Blüten", Znaim 1893.** Schätzung 800 fl., Preis 900 fl.
Nr. 62 „Nachsommer im Buchenwalde", Wesling 1892. Schätzung 1000 fl., Preis 900 fl.
Nr. 3 **„Des Kranken Morgenfreude", Znaim 1891.** Schätzung 800 fl., Preis 800 fl.
Nr. 6 **„Nach dem Eisgange", Znaim 1891.** Schätzung 1200 fl., Preis 740 fl.
Nr. 54 „Erster Schnee", Dachau 1892. Schätzung 600 fl., Preis 790 fl.
Nr. 50 „Dorfbrand", Paris 1889. Schätzung 1500 fl., Preis 750 fl.
Nr. 16 **„Regentag". Znaim 1891,** geschätzt 500, verkauft 670 fl.
Nr. 41 **„Ausblick über Felder". Znaim 1893,** geschätzt 600, verkauft 650 fl.
Nr. 74 „Marktplatz in Taormina" 1894, geschätzt 800, verkauft 650 fl.
Nr. 25 „Blick auf Cap Naxos". Taormina 1894, geschätzt 600, verkauft 630 fl.
Nr. 47 „Hügel mit Buchenbestand". Wesling 1892, unvollendet, geschätzt 300, verkauft 600 fl.
Nr. 21 **„Weg durch Esparsette-Felder". Znaim 1893,** geschätzt 300, verkauft 560 fl.
Nr. 57 **„In den Obstgärten von Znaim zur Zeit der Blüte". Znaim 1891,** geschätzt 500, verkauft 550 fl.
Nr. 28 „Bote am Strande". Taormina 1894, verkauft 530 fl.
Nr. 15 „Dickicht im herbstlichen Buchenwalde". Wesling 1892, verkauft 520 fl.
Nr. 27 „Mönch auf einer Bank im Klostergarten". Taormina 1894, verkauft 510 fl.
Nr. 38 „Streusammler im Herbste". Wesling 1892, geschätzt 800, verkauft 445 fl.

Es ist schon aus der vorstehenden Zusammenstellung ersichtlich, dass die Hauptleistungen Theodor von Hörmanns in die letzten Jahre seines Lebens und in die Zeit seines Aufenthaltes in Znaim, von 1891 bis 1893, sowie auf seinen Aufenthalt in Wesling 1892 und Taormina 1894 entfallen, denn es befinden

sich unter den aufgeführten 29 Hauptgemälden allein 10 Bilder mit Motiven aus Znaim und Umgebung. An sie schließt sich nun erst die lange Reihe unermüdlicher Studien über Fliederblüten und Esparsettefelder, noch etwa 25 an der Zahl, die ausnahmslos alle aus Znaim stammen und, sie konnten noch so unbedeutend erscheinen, immer wieder Liebhaber fanden. Ich kann mir nicht versagen, aus Localpatriotismus noch einige der bemerkenswertesten hier zu verzeichnen in der Hoffnung, dass die fernen Naturfreunde und Kunstverehrer auf die Naturreize unserer Thajagegend aufmerksam werden möchten.

Wenn auch zumeist nicht an bestimmten Objekten (Bauwerken, Bäumen 2c.) erkennbar, so doch charakteristisch für unser Gebiet waren z. B.:

Nr. 2 Weingärten bei Regenwetter, eine Studie (120 fl.)
Nr. 10 Weingärten in Znaim, Mai 1895 (270 fl.)
Nr. 33 Weinberg mit zusammengeschlichteten Stöcken (180 fl.)
Nr. 78 Weinberge Znaim, Studie (100 fl.)
Nr. 13 Mohnfeld, Studie (90 fl.)
Nr. 8 Straße mit Böschung durch Esparsettefelder führend, Znaim 1893 (160 fl.)
Nr. 23 Esparsette-Felder Znaim, Studie 1893 (100 fl.)
Nr. 24 Straße durch Esparsette-Felder Znaim, 1893 (360 fl.)
Nr. 60 Esparsette-Felder, Znaim 1893 (320 fl.)
Nr. 74 Esparsette-Felder bei aufziehendem Gewitter (160 fl.) Ein Bildchen nur 11 × 30 Centimeter groß.
Nr. 51 Abend auf der Thaja 1893 unvollendet (280 fl.) Eine männliche und eine weibliche Figur auf einem Kahne; nicht in der Manier Hörmanns gehalten, aber sehr treffende Wiedergabe des Thaja-Ufer-Charakters.
Nr. 17 Zur Zeit der Fliederblüte. Klosterbruck 1893 (340 fl.) Ein Bildchen 27 × 38 Centimeter groß.
Nr. 36 Unter dem Flieder. Aus dem Parke von Klosterbruck 1893 (310 fl.)
Nr. 63 Obstgarten, Blütezeit. Znaim 1891 (260 fl.)
Nr. 85 Obstgarten, im Hintergrunde Wenzelskapelle. (150 fl.)
Nr. 94 Bei Znaim. (Einige Häuschen am westlichen Ausgange von Pöltenberg darstellend. 140 fl.)

Wer von uns hätte gedacht, dass unsere Weingärten und Esparsettefelder oder die Fliederblüte in Klosterbruck so sehr die Aufmerksamkeit eines hervorragenden Künstlers fesseln, und dass unvollendete Bildchen, oft nicht mehr als einen Untergrund zeigend, solche Preise erzielen könnten? „Für derartige Beträge kann man hier zu Lande ein ganzes Esparsette-Feld in Wirklichkeit kaufen und sich alle Jahre am Anblick der natürlichen *Blüten erfreuen!*" bemerkte sehr zutreffend mein Nachbar, aber

stolz waren wir Znaimer doch, dass unserer Heimat und ihrem kunstbegabten Darsteller so viel Ehre erwiesen wurde. Aber ganz zufrieden war ich nicht. Ich vermisste mein Lieblingsbild, das ich im Atelier des Herrn von Hörmann so oft bewundert hatte. Es war jenes große Gemälde, das — niemals vollendet! — den Abhang des Kuhberges im herrlichsten Schmuck der röthlichen Apfelblüten darstellt, über denen die Häuser und Thürme der Stadt überall hervorblickten. Ich war gerade von diesem Bilde entzückt und versicherte, es müsse das schönste werden, das die Hand des Künstlers schaffen würde. Er selbst aber war anderer Ansicht, war nicht mit dem Entwurfe zufrieden und drohte, er werde das Bild ganz übermalen und die Leinwand zu etwas besserem verwenden. Ich war ganz entsetzt über eine solche Barbarei und überzeugte mich von Zeit zu Zeit, ob der Entwurf, er war gewiss nicht so schlecht, sonst hätte ihn der Maler nicht gerade in die Mitte der Bilder an der großen Wand seines Ateliers gehängt, noch existiere und etwa der Vollendung entgegengehe. Was mag aus der „verpfuschten Leinwand" geworden sein?!

In einer fast freudig aufgeregten Stimmung verlief die ganze Versteigerung; gehoben und augenscheinlich befriedigt von dem großen Erfolge, verließen die Mitglieder des Kunstcomités ebenso wie die glücklichen Ersteher mit ihren neuerworbenen Schätzen die Halle. Es war kein trauriger Abschied, dem wir beigewohnt hatten, sondern eine Art Auferstehung, bei welcher das vielverkannte Talent eines echten und begeisterten Künstlers wenn nicht erkannt, so doch anerkannt wurde. Und wenn nunmehr die Bilder in alle Welt hinauswandern und das Evangelium von der Naturwahrheit in der Kunst verkünden und lehren, fällt dabei ein Schimmer des Ruhmes, der Theodor von Hörmann schmückt, auch auf unsere geliebte Thajastadt, die ihn zu unvergänglichen Leistungen reizte.

Karl Bornemann.

Die Rabensteinsage in deutsch-mythologischer Beleuchtung.

„Meinem Schwarzenmohrenthale (Thajathal)
Stimm ich gern ein Loblied an."

Hormayers Archiv.

Spuren deutscher Götter lassen sich heute noch vorzüglich in den Benennungen der Berge, Quellen, Thäler und anderer Punkte, in gewissen Baulichkeiten wie z. B. Erdställen u. dgl., dann in Redensarten und Sagen umso zuverlässlicher wachrufen, als sich sogar ihre Namen ganz oder anklingend im Volksmunde erhalten haben.

Nichts ist geeigneter, das nationale Fühlen unseres Volkes zu heben, die unter der Kruste gleichgiltiger und kleinlich-berechnender Anschauung erstickte Liebe zum angestammten Volksthum wieder zu erwecken, als dass man den lauschenden Volksgenossen von jenen herrlich schönen mythologischen Gestalten, von dem sinnigen und überwältigend poesievollen Naturmythus des deutschen Volkes erzählt und so seine Seele in dem Jungbrunnen der deutschen Lebens- und Weltanschauung erfrischt und badet.

Auch unsere Gegend hat der Anknüpfungen an das graue Heidenthum des deutschen Volkes eine Fülle. Die Zeichen liegen in Feld und Flur, auf Bergen und im Thale, bei Baum und Quell, liegen im Munde des Volkes und seinen Sitten und Gebräuchen, in jener Erdhöhle und in dieser Sage. Nach und nach wollen wir alle diese Zeichen zu deuten trachten, heute greifen wir die Rabensteinsage zu einem mythologischen Bilde heraus. Denn sie enthält symbolisch die Hauptgrundzüge der altgermanischen Götterlehre, und die bilderreiche Sprache dieser uralten Sage ist nur sinnbildlich zu verstehen.

Denken wir uns das wildromantische Thajathal mit seinen hohen Forsten und der einst mächtigeren, wildschäumenden Thaja, das der heulende Nordwest brausend durchfuhr, vor den Blicken des kindlich fühlenden deutschen Volksstammes, wie ein solcher lange vor der Einwanderung der Slaven hier geweilt hat, so wird uns klar, dass der Zauber, aber auch der überwältigende

Eindruck des Thajathals die Volksseele zwang, allhier die Wohnungen seiner guten und bösen Gottheiten zu suchen. Hier haben sich unsere Vorfahren ihren Göttern näher gefühlt, hier brachten sie ihnen die vorgeschriebenen Opfer, hier entschied man über Tod und Leben.

Noch heute spricht das Volk von dem geheimen Gerichte, das hier seines Amtes gewaltet hat, noch heute wird es mit magischer Gewalt hingezogen zum heiligen Brünndl, blickt es nachdenklich nach dem Königsstuhl, nennt ungern den Teufelsgraben, die Teufelsmühle und zittert vor Angst, wenn es bei hereinbrechender Nacht und bei herannahendem Gewitter beim Riesenkopf vorüber sollte. Es fürchtet noch heute den Blick des versteinerten Mannes, dessen Auge zu solchen Zeiten in blutiger Glut zuckt und rollt.

Aber vollends, wenn die Großmutter die Schar ihrer Enkel beim warmen Ofen in der Dämmerungsstunde versammelt hat, und ihnen von der Fee Hiltruda oder Margutta und dem Ritter Seyfried oder Rudger erzählt, da fliegen die Berather Wuotans, die Raben Hugin und Munin, von den Höhen des Königstuhls heran und raunen einander zu: „Ich erinnere mich dieser Geschichte noch." . . . „Ich nicht mehr, aber es kommt mir so vor: Es war einmal . ."

Zur besseren Orientierung folgt hier die Rabensteinsage selbst:

„Nordwestlich vom Karolinenberge bei Znaim am Ufer der Thaja erhebt sich der von dem Nimbus zahlreicher Sagen umhüllte Rabenstein. Es ist das ein fünfzig Klafter hoher Hügel, dessen Felsengipfel ein riesiges Haupt mit deutlich aus geprägten Augen, Stirne, Nase und Mund in großartig rohgewaltiger Plastik bildet, während der wallende Bart in die dichte Belaubung unten herabfällt. Finster drohend und trotzig kehrt dieses Riesenantlitz seinen wilden Blick gegen Znaim.

Die Sage erzählt:

Zwei Ritter, Vater und Sohn, kommen bei einer Fehde, die durch die Sühnung der Ehre ihrer Tochter und Schwester entstanden war, um ihre Burg und müssen fliehen. Nach einer anderen Version erschlug Seyfried den Balder:

„Ich schlug jüngst Balder, Gaugrafen todt,
Doch müßt ihr mich darob nicht verdammen,
Der Bube, der mir sich zum Schwager erbot,
Warf Ehre und Glück mir zusammen:
Er bleichte der Schwester Gesicht, . . ."

Auf der Flucht gerathen sie in einen Hinterhalt nnd werden überfallen. Der Vater des entehrten Ritterfräuleins wird gefangen,

der Bruder desselben, Seyfried (Rüdiger, Rüdinger) genannt, wird im Kampfgetümmel versprengt und gelangt nach langem Umherirren auf eine liebliche Wiese, unweit des jetzigen Rabensteins. Erschöpft bis zum Tode sinkt er hier nieder in das schwellende Gras.

Es kommt die Nacht heran und mit ihr der Mond und die Sterne, die ihr silberglänzendes Gewand über Wald und Flur breiten und mitleidig auch den armen, todesmatten Ritter damit bedecken.

Da, wo heute der grimme Riesenkopf gegen Znaim blickt, erhob sich in jener mythischen Vorzeit ein prachtvolles Zauberschloss, das die gütige den Menschen gewogene Fee Hiltrude, (Margutta) bewohnte. Bekanntlich hatten damals Mond und Sterne einen wunderthätigen Einfluss auf Pflanzen und Kräuter und so geschah es, dass Hiltrude im Suchen nach solchen heilkräftigen Kräutern auf den mondbeglänzten, in Schlaf gesunkenen Seyfried stieß.

Voll Mitleid tritt sie heran an den scheinbar Todten, um ihm einige Tröpflein des sterngesegneten Kräutersaftes auf die Lippen zu träufeln.

Der Ritter schlägt die Augen auf, blickt seine Retterin an, die durch diesen Blick an einer empfindlichen Stelle getroffen, sofort in Liebe zu ihm entbrennt. In dem nahen Schlosse bietet sie ihm weitere Pflege an. Bald sieht sich Seyfried im Besitze seiner Kräfte wieder, aber auch im Besitze eines Gefühls, das er bisher nicht gekannt. Gegenseitige Liebe vereinigt die Beiden zu einem Bunde, in dem sie sich gegenseitig beglücken.

Vier Knaben sind diesem Bunde entsprossen, die das Glück trauten Familienlebens zu einem vollkommenen machen. Inmitten dieses Glückes erfährt Hiltrudens zärtlicher Gatte, dass sein als todt betrauerter Vater auf der Burg Znaim gefangen gehalten werde. Erfüllt von dem Wunsche, ihn zu befreien und ihn zum Zeugen seines Eheglückes zu machen, erstürmt Seyfried die Burg und umarmt einige Minuten später — den Rumpf des von den Belagerten soeben geköpften Vaters.

Wahnsinn umdunkelt nun den Geist des treuen Sohnes und in blinder Tobsucht erschlägt er drei seiner vor dem Feenschlosse spielenden Kinder und als er das Schwert zum Todesstoße gegen seinen jüngsten Knaben schwingt, (eine andere Version: „Er schleudert sie an den Rabenfelsen und als er dies mit dem jüngsten Knaben thun will, . .") da verwandelt ihn ein zauberkräftiger Machtspruch der entsetzten Mutter in Stein.

So ist Seyfried, der kinderschlachtende Rabenvater, zu Stein, zum „Rabenstein" geworden, der heute noch rachebrütend *auf Znaim hinüberblickt*. In finstern Nächten funkeln seine

Augen blutroth, häufig ist dann das Wimmern und Stöhnen der erschlagenen Kinder zu hören und der wilde Jäger macht auf seinen Luft- und Lustfahrten gern und oft hier Station.

Hiltrude aber, ihr gerettetes Knäblein und das Zauberschloss sind seit jener Schreckensstunde verschwunden und sollen in aller Herrlichkeit erst dann wieder zum Vorschein kommen, bis es einer frommen Jungfrau gelingen wird, den Zauberspruch von Seyfried wegzubannen." — —

In dieser herrlichen Sage sind die Momente eines Jahresmythus wirr durcheinandergeworfen, wie sich Namen und Begriffe im Geiste des christlich gewordenen deutschen Volkes durch Tradition erhalten konnten.

Ritter Seyfried ist nichts anderes als der personificierte Wuotan, sowie er anderswo die Stelle Dietrichs von Bern, Karl des Großen, Friedrich Rothbarts einnimmt oder Hackelberg, Hackolberand oder Mantelträger genannt wird. Er erschlug Balder, vielleicht Paltar, also den Gott des Sonnenlichts, d. h. öde und todt lag die Natur in den Fesseln des Winters, Wuotan selbst schläft mit Holda im Wolkenberge. In der Sage ist hier eine liebliche Wiese gemeint. Frau Holda (Mutter Erde) wacht als erste auf und mit ihr die ganze Natur, alles sprießt und sproßt. Noch heute laufen die Leute „in den Zwölften" (Zeit vom 24. XII. — 6. I.) oder zu Ostern in den Obstgarten und rütteln die Bäume. Dabei sprechen sie: „Bäumchen wach auf, Frau Holla kommt! Bäumchen schlaf nicht, Frau Holla kommt!"

Diese Holla oder Holda ist aber niemand anderer, als die gütige Fee unserer Sage. Dort heißt sie entweder Hiltrude oder Margutta und hat sich in der Phantasie des Volkes entweder als eine Riesin oder eine Priesterin der Ostara erhalten.

Sie flößt dem todesmatten Ritter neues Leben ein. Rings um ihn erblühen die Blumen und Kräuter und der geheimnisvolle Frühjahrsvollmond flutet über der Flur und glitzert im Thajathau. Es ist das Frühjahr herangekommen. Frau Berta oder Holda hält ihren feierlichen Einzug. Sie ist die Gemahlin Wuotans, den sie aus dem Schlafe geweckt hat. Sie hat ihn von dem Kampfe mit den Eisriesen ermattet und gelähmt gefunden. Die Mythe von Frau Holda [illegible] hat aber [illegible]

Sie [illegible] Verbes: „Sie ist die [illegible] Welt [illegible] Leben [illegible] sie in [illegible] der Bach [illegible]

hehrste der Göttinnen, Wuotans herrliche Gemahlin" (Colshorn). Sie die Fee unserer Sage, heirathet Seyfried. Frigga erscheint hier also als Göttin der Fruchtbarkeit, als Vorsteherin der Ehe. „Gegenseitige Liebe vereinigt Seyfried und Margutta zu einem Bunde, in dem sie sich gegenseitig beglücken." Sie wird Mutter von 4 Knaben. In allen diesen Momenten finden wir die Attribute des Sommers.

Frigga gebärt 4 Knaben. Dies sind die Söhne Wuotans: Donar, der Gott des Luftkreises, der Wolken und des Regens und dadurch zugleich der König der Erde, ihn kündigte an der Wetterstrahl und der rollende Donner, Zio, der Gott des Schwertes, tapfer und kampfbegierig wie Donar, aber grausam und blutdürstig (die über den Winter ruhenden Fehden wurden im Frühjahr wieder aufgenommen.) Fro, der frohe und frohmachende, der heilige und beseeligende Herr, der Gott der Liebe und Ehe, der Schöpfer der Freude und Wonne, dem der Rosmarinstengel als Opfer galt, endlich Paltar, der schönste, und glänzendste, weiseste und mildeste, aber auch der unglücklichste aller Götter, der Gott des reinen milden Sonnenlichtes.

So wob der Sommer unter dem Schutze Friggas seine Blüten in das Leben des Menscheu. Aber nicht lange dauerte diese Herrlichkeit. Es meldeten sich schlimme Boten. Als das Eheglück Seyfrieds am höchsten gestiegen, kamen Nachrichten, dass sein Vater (Seyfried ist alt geworden wie sein Vater, das Jahr ist alt geworden, es naht der Herbst, der Winter) auf der Burg gefangen gehalten werde. Seyfried rüstet sich zum Kampfe, es ist der Kampf Wuotans mit den Eisriesen, in dem Wuotan unterliegt. Statt der Befreiung von den Fesseln der Feinde, meldet sich Tod und Wahnsinn. Wuotan, der Allvater, fällt und mit ihm seine 3 Kinder, die das Jahr über ihre göttliche Sendung spielend vor dem Feenschlosse verrichteten. Nur das jüngste der Kinder, den frohgemuthen Fro, den Gott der Liebe, rettet die tiefgekränkte Frigga als Unterpfand des Lebens für das kommende Jahr. Wie durch einen Zauber ist Alles verschwunden, nur das starre Felsgestein zeigt das von den Eisriesen in tiefen Schlaf versenkte Antlitz Wuotans. Alles liegt in Todesstarre. Als aber der waffenhehre Kriegsgott der Germanen zum wilden Jäger zusammengeschrumpft ist, musste er auf seinen Luft- und Luftfahrten natürlich auch im Rabenstein Station machen. Und wenn dann der Sturmwind heult, dass der Forst ächzt und das Holzweibchen klagt, dass die Wässer der Thaja schäumen und das Thal vom Donner wiederhallt, dann glüht Wuotans Auge unheimlich durch die Nacht. Ein Auge hat Wuotan geopfert, als er aus dem Quell der Weisheit trank und das andere Auge späht umsonst nach seinen Ein-

heriern, nach den Raben und den Wölfen, sie sind gleich ihm zu Stein erstarrt. Was aber Schönes und Erhabenes in diesem Mythus gelegen, wollen wir von den Steinen ablesen zu unserer Freude und Erholung, denn wahrlich nirgends liegt eine sinnigere Poesie als in unserem deutschen Mythus.

Der Schrecken über den Tod seines Vaters raubte nach einer anderen Version dem Rudger den Verstand, er wüthete wie ein Ungeheuer, in Strömen von Blut suchte er sein Rachegefühl zu ersticken, selbst seine Kinder schonte er nicht. Dies Alles mahnt zum Theil an den allerletzten Kampf Wuotans mit den Riesen unter Lokis Führung, an die Götterdämmerung:

„Sie all' ereilet Tod und Grab,
Die Götter und die Rebellen.
Es schellern Erd und Himmel herab,
Zerbröckelt, in zischende Wellen.
Und träumend im uferlosen Meer
Wandern die Wogen hin und her.
Der Götter Welt ist verschlungen,
Der Götter Herrschaft verklungen." (Hölty)

Dennoch glaubt auf der Suche nach seinem Bruder diese Bröcklein eifrig auf. Hugin.

Die Wolfgang-Kapelle

in Gnadlersdorf und ihr Zusammenhang mit der germanischen Vorzeit.

Fast auf allen germanischen Cultstätten wurden christliche Heiligthümer errichtet. Bald dieser oder jener Heilige verdrängte Wuotan und pflanzte das Zeichen des Kreuzes auf, ähnlich wie es der Sieger nach der Walschlacht mit seinem Siegeszeichen that. Zum Zeichen der Besitzergreifung stieß der Feldherr seinen Speer oder seine Lanze ins Erdreich. Auch der Axtwurf oder der Hieb in den Baum diente zum Zeichen der Besitzergreifung. Odin schleudert seinen Speer Gungnir in den Odensund, später schleudert an seiner Stelle St. Wolfgang sein Beil an dem nach ihm benannten See in die blaue Ferne. Er will dort, wo es niederfällt, eine Kirche bauen. St. Wolfgang hat in vielen Gauen unseres Vaterlandes die Rolle Wuotans übernommen. In Gnadlersdorf gibt es eine St. Wolfgangskapelle, wo man dem Besucher zwei Hufeisen zeigt, die dem Rosse eines Ritters abgefallen sind, als es die Kapelle betrat, um sich von seinem Herrn (der durch die Wunderwirkung des Wassers vom Wolfgangsbrunnen sein verlorenes Augenlicht wiedererhalten hatte und jetzt sein Pferd hieherführte, um es von der Blindheit zu heilen), die erblindeten Augen waschen zu lassen. Hier fällt zweierlei auf: die Wolfgangskapelle und das Pferd, dann der erblindete Ritter. Ausführlich lautet die Sage:

Eine ganz merkwürdige Kirche in reingothischem Stile steht in Gnadlersdorf. Das Stift Bruck hat sie im Jahre 1483 erbaut. Das Erträgnis der Wallfahrten zum St. Wolfgangbrunnen reichte hin, diese herrliche Kirche aufzubauen. Im Osten schließt sich an diese Kirche eine Kapelle mit der Statue des hl. Wolfgang und dem Wolfgangbrunnen. Und wieder weiter gegen Osten steht eine ganz kleine, nur 5 Meter lange Kapelle. Diese Kapelle ist das älteste Bauwerk in der ganzen Umgebung und gilt als das Gotteshaus jener 7 Freisassen, welche Gnadlersdorf (bis 1806) die „7 Höfe oder Festen" genannt) gründeten. In jener Wolfgangkapelle hängen oberhalb des mit einer Stein-

einfassung versehenen Brunnens an starken Ketten zwei mächtige Hufeisen. Die Sage, wieso diese Hufeisen hiehergekommen sind, ist recht hübsch und verdient notiert zu werden Sie erklärt es auch, warum zum St. Wolfgangbrunnen die Wallfahrer sich drängten, um dort die Heilung ihrer Gebrechen zu finden.

Vor vielen, vielen Jahren kam ein Rittersmann in diese Gegend und hielt an diesem Brunnen kurze Rast Er war verzweifelt ob seiner Lage. Es drohte ihm die gänzliche Erblindung. Er wusch in dem kühlen krystallhellen Wasser sein Antlitz, und siehe da, plötzlich kehrte die Sehkraft seiner Augen wieder.

Voll Dank zog er weiter und trug den Ruhm des St. Wolfgangbrunnens in die weite Welt. Sein treues Ross begleitete ihn auf allen seinen Fahrnissen. Aber das Alter und die Strapazen brachten es um das Augenlicht. Der Ritter zog sofort zurück, die frevelhafte (?) Absicht mit sich tragend, die Augen des Rosses im Wolfgangbrunnen zu baden. Sein Vorhaben führte er auch aus. Aber die Strafe blieb nicht aus. Das Pferd wurde zwar sehend, dafür erblindete aber der Ritter. Dem Rosse fielen an dem geheiligten Orte die Eisen von den Hufen und werden heute noch in der Kapelle verwahrt.

Merkwürdig ist Gnadlersdorf noch deswegen, weil hier Ritter Rudger zum erstenmale nach deutschem Rechtsgebrauche dem Stifte Bruck den Zehent von den umliegenden Weingärten überließ (1202 und 1213). Die Gegend soll damals ganz tschechisch gewesen sein. —

St. Wolfgang ist niemand anderer als der historisierte Wuotan, das Pferd dessen Schimmel Sleipnir. Als St. Wolfgang den Allvater besiegt hatte, d. i. als die alten Deutschen Christen wurden, musste dessen Pferd in der christlich gewordenen Kapelle verhungern. Solche uralte Wuotanskapellen mit dem verhungerten Schimmel (Wolf, Hirsch) sind in Pichlwanger am Mondsee, bei Vachendorf (Georgskapelle), in Eichel am Main, oberhalb Marquartstein; im Kirchlein zu Langenmoos verendete auch ein Schimmel, desgleichen in der Schimmelkapelle am Wege von Lohhof nach Reichertshausen. Zu Pelkam ist ein Fohlen verendet u. s. w. Gnädiger ergieng es Wuotans Sleipnir in Gnadlersdorf. Er büßte seinen Frevel, die Kapelle betreten zu haben, die unterdessen dem Christengotte geweiht war, mit dem Verluste der Hufeisen und blieb blind für immer, d. h. verstockt und heidnisch. Aber auch seinem Herrn gieng es erst dann gut, nachdem er aus dem Brunnen Wolfgangs die Arznei geholt hatte d. i. er wurde sehend, als er der, blinde Heide, der einäugige Wuotan), den Glauben Wolfgangs angenommen hatte. Wie aber d Brunnen hergekommen sei?

Auch das deutet der Mythus. Balders Pferd schlägt mit dem Hufe einen Brunnen aus dem Fußboden, wie Pegasus, das Quellroß, den Born Pirene am Helikon, ebenso rührt Hippokrene zu Trözene vom Hufschlage des bellerophontischen Reitthiers her. Und noch mehr, Balders Roß verliert beim Todesritte das Hufeisen!

Für die Christen war also Paltar, der deutsche Lichtgott, todt.

Nach Dr. Sepp (Religion der alten Deutschen) finden sich Parallelen: Wittekinds Roß stampfte das Wasser aus dem Boden, wo nun Bergkirchen steht. Als der Sachsenkönig von Karl dem Großen ein Wunder verlangte, um sich taufen zu lassen, entsprang bei Minden die Roßhufquelle. Das Pferd des hl. Bonifacius scharrte mit wundem Fuße den Heilborn aus. Das Hufeisen nagelte man zum Andenken an die Oberkirchthür zu Heilsberg in Thüringen. Nach einer anderen Version entsprang dieser Quell, als Bonifacius sein Trinkhorn ausgoß.

Eine blinde Jungfrau erlangte an der Roßhufquelle ihr Gesicht wieder. Karl der Große hat aber auch durch den Tritt seines Rosses die Heilquellen in Aachen hervorgerufen. Als vor Gudensberg seine Kriegerschar dürstete, schlug sein Schimmel mit dem Hufe gegen den Felsen, aus dem der Glisborn sprang. Karl hat hier die Rolle Wuotans oder Balders übernommen. Die Kirche aber nahm zur Beschwichtigung des Volkes das ihr sonst fremde Hufeisen auf.

Anderswo waren ähnliche Quellen dem hl. Uller, Ullrich oder Willibald geweiht.

Von unserer Sage abweichend sind folgende Erzählungen:

In Oehlingen, wo über dem Ullrichsbrunn eine Kapelle steht, hängt an der Kirchenthür ein Hufeisen zum Andenken an den Spott eines Bauers, das Wasser könne seinen blinden Gaul sowenig sehend, als ihn blind machen. Doch geschah beides.

Nach der Sage enthielt der Spring in Heiligenbrunn bei Danzig Wunderkräfte, um selbst Blinden zum Gesichte zu verhelfen. Als man aber ein Roß in die Quelle ritt, erblindete der Reiter und die Heilkräfte schwanden.

Der Zehrbrunnen bei Giehren war nicht minder ein Wunderquell, solange dort die Kapelle des hl. Wolfgang gestanden war. Zu St. Wolfgang in Baden heilte der Heilige einem Pferde den kranken Fuß.

Für uns ist dies Alles ein sicherer Beweis, daß Gnadlersdorf nicht erst seit 1200 deutsche Bevölkerung hatte, sondern daß lange schon vor der Einwanderung der Slaven, an dieser Stelle Wuotanscult geübt wurde, ja daß hier eine Heilstätte Wuotans war.

Es braust der Sturm, es rauscht das Meer,
Die Felsgebirge zittern:
Gott Wuotan reitet rasch einher
In schwarzen Ungewittern;

Gold ist sein Harnisch, weiß sein Ross,
Ein wucht'ger Speer sein Schlachtgeschoss,
Zwei Raben sind ihm zur Seite,
Zwei Wölfe sein hungrig Geleite.

Er eilt zum wilden Waffentanz,
Die fremde Schmach zu ahnden,
Zu schmücken mit dem Eichenkranz
Die Stirne der Germanen . . . .

Die preußische Invasion im Jahre 1866.

Von Hans Wachenhausen.

Der bekannte Romanschriftsteller begleitete im Jahre 1866 als Kriegsberichterstatter die preußischen Truppen und widmete in seinem vielgelesenen „Tagebuch vom österreichischen Kriegsschauplatz“ seinen Erlebnissen in unserer Gegend ein Kapitel. Die lebendige Schilderung lautet:

Am 15. Juli rückten wir in Znaim ein, das eben der Schauplatz eines originellen Vorpostengefechtes war. Unsere Husaren geriethen bei Wolframitzkirchen vor Znaim namentlich mit einem Regiment Savoyen-Dragoner zusammen, griffen diese an und jagten sie durch die Stadt. Auf dem Marktplatze fielen wieder einige Schüsse, von denen einer leider ein armes, fünfzehnjähriges Mädchen in das Bein traf, so dass das unglückliche Kind sofort amputiert werden musste.

Die österreichischen Husaren und Dragoner, von den Unsrigen verfolgt, retteten sich an das Ufer der südlich tief unten am Fuße der Stadt fließenden Thaja; ein Theil von ihnen floh über die Steinbrücke bei der Ingenieurschule und sprengte dieselbe hinter sich durch Petroleum. Einige andere Abtheilungen sollten über mehrere andere Brücken gehen, wurden aber von den Husaren so hart gedrängt, dass sie sich mit den Pferden in den kleinen Fluss stürzten —, die Unsrigen hinterdrein, und so entwickelte sich denn in dem Flüsschen ein Seegefecht zu Pferde, in welchem mehrere Gefangene gemacht wurden.

Hier in Znaim kam uns, als wir mit klingendem Spiel einrückten, Alles mit der höchsten Artigkeit entgegen; die Einwohner freuten sich über die Gesittung unserer Soldaten, nachdem man auch ihnen vorgelogen, die Preußen seien Vandalen, die den Weibern die Brüste abschnitten, ganze Städte in Brand steckten u. s. w. — Eine Armee, die so viel blanke Thaler hat, wie sie deren in den Händen unserer Soldaten sahen, gibt sich mit dergleichen schauderhaften Unternehmungen gewiss nicht ab!

Auch der Gemeinderath der Stadt benahm sich würdig. Er warnte in öffentlichen Anschlägen die Einwohner, ihre Häuser

zu verlassen, und machte sie darauf aufmerksam, dass von Soldaten civilisierter Nationen keine Greuel verübt würden; er ermahnte sie, in ihren Häusern zu bleiben, falls in oder um Znaim Gefechte stattfänden, und ihre Dienstboten nicht auf die Straße zu lassen. Selbst am Sonntag, dem Tage unseres Einzuges, mussten die Kaufleute auf Befehl ihre Magazine offen halten. Wie gesagt, die Vorurtheile gegen die Preußen, den unglücklichen Einwohnern durch Priester und Böswillige eingeimpft, waren gebrochen, und trotz allen Geschreis in feindlichen Zeitungen hinterließ keine preußische Truppe einen üblen Ruf. —

Interessant war es, unsere Soldaten und Officiere am Sonntag mit den Bürgerfamilien, bei denen sie einquartiert, im heitersten Gespräch in dem so überaus romantisch gelegenen Hofe des Bräuhauses sitzen und plaudern zu sehen. Man sprach uns an, erklärte uns mit liebenswürdiger Zutraulichkeit die Punkte der weiten, schönen Ebene, des tief unter uns liegenden Thajathales, zeigte uns die Brücken, über welche sich gestern die österreichischen Dragoner gerettet, und zuckte die Achseln, wenn von dem Unglück der Armee zufällig die Rede war.

Inzwischen hatten die Vorposten der Elb-Armee, bereits gegen Stockerau vorgerückt, ein Gefecht mit der österreichischen, und warfen diese gegen die Donau zurück.

Wir saßen den Sonntag Nachmittag an der Terasse unterhalb des Heidenthurmes im gemüthlichsten Geplauder mit dem Buchhändler Haberler, der mein freundlicher Führer war; abends in dem Kaffeehause an der Promenade. Wie gesagt: Alles war gut, Alles war zuvorkommend gegen uns. Unsere Leute lagen in guten Cantonnements, und in dem „Löwen", welchen der Generalstab ganz für sich belegt hatte, war die Bedienung vortrefflich.

Freilich war uns schon seit langer Zeit die Cholera auf den Fersen. Hinter uns sollten schon manche Lazarethe gefüllt sein mit Kranken, und das war kein Wunder. Die Miasmen der am Wege liegen bleibenden Pferdecadaver, die Leichenfelder, die grünen, unreifen Kartoffeln, welche die Soldaten, vom Hunger getrieben, auf dem Marsche genossen hatten, die saure Milch, über die sie sich begierig stürzten, der jähe Witterungswechsel, die Ueberanstrengung und die Erschlaffung der Organe durch mangelhafte Verpflegung, — alles Das musste nothwendig Krankheiten gebären; es war also die höchste Zeit, für den Feldzug einen Abschnitt oder ein Ende zu finden.

Aber der Vorwärtslauf sollte noch schlimmer werden. Am 16. mittags kam plötzlich der Marschbefehl; wir giengen über die Thaja, behielten jedoch den Fluss auf unserer linken

Seite und machten überhaupt eine noch merklichere Schwenkung nach links, während wir uns sonst immer rechts gehalten.

Die Nordarmee war nämlich mit 40 Eisenbahnzügen von Olmütz nach Wien aufgebrochen, während am 15. die Brigade Rothkirch unserem westpreußischen Kürassier-Regiment Nr. 5 und dem schlesischen Kürassier-Regiment Nr. 1 das Treffen bei Tobitschau lieferte, um diesen schleunigen Rückzug der Nordarmee zu decken.

Die Elb-Armee hatte nun, um diesen Rückzug verhindern zu helfen und die Nordarmee abzuschneiden, den Befehl erhalten, eilig links ab gegen Lundenburg zu marschieren, eine Strecke von 10 Meilen, während auch Wien nicht viel weiter vor uns lag, und so machte sich denn unsere Armee, an Schnellmärsche schon gewöhnt, in einer afrikanischen Hitze auf die Beine, um den Oesterreichern den Weg verlegen zu helfen.

Ich muss hier noch eine kleine Marsch-Episode einschalten, die unser Vorrücken nicht weiter aufhielt. Nach Joslowitz in das imposante, hoch über dem Markte gelegene, von blumigen Terassen getragene Schloss des Grafen H. kommend, erzählte uns der quartiermachende Ordonanz-Officier, als er den Generalsstab des 8. preußischen Armeecorps zu Gast gemeldet, habe der Herr Graf mit sehr indignierter Miene geantwortet: „Gut, ich muss der rohen Gewalt weichen!"

Als wir die Pferde in die Stallungen untergebracht und die Terassen hinanstiegen, blickte aus jedem der unteren Fenster ein blonder Kinderkopf neugierig auf uns herab. Wir waren ihnen lauter neue Gestalten und sie mochten, trotz dem was Papa und Mama über uns gesagt hatten, Gefallen an der Unruhe finden, die plötzlich in das vornehme Schloss hereinbrach.

Wir erhielten unsere Zimmer von dem Verwalter angewiesen, immer mit etwa der Miene, mit welcher man ein Brechmittel einnimmt. Ein ganz in Nanking gekleideter Diener ließ uns in den Corridoren großspurig die Revue passieren.

Ich bat in meinem Zimmer um eine Erfrischung, und erhielt eine Flasche von jenem Wein, den man in Wien mit „Fiaker" bezeichnet, und gegen den Essig noch eine Wohlthat war.

In den Garten hinabgehend, fand ich den Director des Gutes, einen liebenswürdigen ältlichen Herrn, mit dem ich plauderte.

Ganz in unserer Nähe hatten sich die Officiere des General-Commandos, Oberst v. Stiehle, die Prinzen Reuß und Solms, Graf Fürstenberg, Fürst Putbus, mehrere Obersten und die Adjutanten an der Balustrade gesammelt, um von hier die Umgegend und das Dorf zu überblicken.

Mich zufällig in den Garten zurückwendend, sah ich an dem bisher leeren Tisch hinter mir einen jungen Mann in

Nanking, der, eine Cigarre rauchend, die Füße auf den Tisch gelegt hatte und uns Alle mit verächtlicher Miene zu mustern sich die Mühe gab.

Sonderbare Sitte hier im Schloss! dachte ich. Der Nanking-Diener legt die Füße auf den Tisch seines hochgräflichen Herrn!

Irrthum. Es war der junge Graf selbst, der sowohl den commandierenden General als auch die unwillkommenen Gäste bisher keines Grußes gewürdigt und ihnen auf diese eigenthümlich aristokratische Weise seine Hochachtung an den Tag legte.

Niemand kümmerte sich um die malerisch hingegossene Attitude des Grafen. Es gieng zum Souper, das in dem von einer offenen Veranda garnierten Speisesaal serviert wurde.

Das Souper war kümmerlich, der Wein derselbe Essig, den ich bereits gekostet. Lieutenant Joane verlangte Rothwein. Man machte widerwillige Gesichter.

Der Commandierende ertheilte die Ordre, eine Compagnie in das Schloss zu legen.

Jetzt kam der Rothwein, fast gleichzeitig aber schritt ein schönes, blondhaariges junges Weib in den Saal, an der langen Tafel entlang, von dem Verwalter gefolgt, durch den sie sich dem commandierenden General vorstellen ließ.

Aller Augen waren natürlich auf die schöne Unbekannte gerichtet; trotzdem Jeder in ihr die Gräfin vermuthete, erhob man sich doch (eingedenk des liebenswürdigen Empfanges) erst, als der commandierende General ihr seine Reverenz machte.

Die Gräfin war außer sich. Beschwörend faltete sie die Hände vor dem General, der ihr eine ganze Compagnie Soldaten in das Schloss legte; vergebens aber suchte sie gut zu machen, was ihr Gatte an äußerer Achtung vor seinen Feinden versäumt hatte. Der Befehl war einmal gegeben; es ward der Gräfin bedeutet, dass diese Bedeckung des Hauptquartiers unerlässlich, da der Generalstab von den Patrouillen des Feindes umschwärmt sei und es diesen ein Leichtes sein könne, ihn hier oben abzufangen.

Die Bitten eines schönen Weibes vermögen viel, und die Gräfin war schön, kaum achtzehn Jahre alt, erst seit zwei Monaten vermählt; aber die Compagnie vermochte sie nicht von sich zu halten. Sie erhielt indess durch den commandierenden General die Beruhigung, dass sie durch dieselbe keine weitere Belästigungen haben solle, als dass vielleicht einer der Soldaten die Gewohnheit haben könne, laut zu schnarchen.

Das Benehmen des Grafen hatte Alle indigniert. Der Generalarzt begann sogar schon bei Tische die Localität des

Saales und der schönen Veranda zu mustern und sprach die Ansicht aus, derselbe sei mit den großen und hohen Zimmern außerordentlich günstig, um das schwere Lazareth aufzunehmen.

Die Schlossherrin hörte zu ihrem Glücke nichts davon; wenn aber wirklich das schwere Lazareth in dieses Schloss gekommen, sollte mir die arme schöne Gräfin leid thun.

Am Morgen um 5 Uhr des 17. Juli, als wir aufbrachen, war die Gräfin bereits im schlichten Morgengewande in den Corridoren zu sehen. Sie hatte für Jeden von uns ein freundliches Lächeln, der Graf aber war und blieb unsichtbar und er wird klug genug gewesen sein, der hier zurückgelassenen Compagnie nicht mit dem Beispiel voran zu gehen, die Füße auf seine Tische zu legen.

Unser Marsch war lang, die Hitze erstickend. Wir waren auf einen Kampf gefasst und überzeugt, dass er morgen sicher nicht ausbleiben werde, wenn es heute nicht mehr dazu komme, denn umsonst hatten wir solche Eile nicht.

Hans Wachenhusen.

Die Erdställe unseres Bezirkes.

Unter Erdställen versteht man jene künstlich durch Menschenhände hergestellten Höhlungen, welche sich vorzüglich zwischen dem Kamp und der Thaja unter den ältesten Dorfhäusern, Kirchen und Kapellen und an Hängen Oedungen, in der Nähe von Burgen und ihren Ruinen hinziehen.

Im freiem Felde, an Stelle eingegangener Ortschaften liegen sie in Rieden, welche „Grubenäcker", „Marteräcker", „Zwergfelder" und ähnlich genannt werden, wie bei Borotitz oder Olkowitz. Das Volk nennt sie Fuchs- oder Zwerglöcher und hat vor ihnen eine unüberwindliche Scheu.

Ich kenne Leute, deren Scheuer vom Hauptschluf eines Erdstalles kaum 4 Schritt entfernt ist, und doch konnte sich keiner der Hausgenossen entschließen, einen solchen Erdstall zu beschliefen. Bei dem letzten Höhlenbesuche in P. kam die kränkliche Frau unseres ehrenwerten Führers, des Herrn B., bis zum Schluf flehentlich bittend: „Mon, schluf ja nit ein!"

Manche Hausbesitzer verleugnen das Vorhandensein der Erdställe in ihren Häusern oder erklären kurz, dafs sie nicht mehr betreten werden können, sie seien eingerollt, verschüttet oder vermauert. Doch ist dies selten und da nur zum geringsten Theile der Fall.

Das Schema eines Erdstalles.

Der Eingang schief abwärts, durch Stollen gelangt man in die Kammern. Die Anlage der Stollen und Kammern zu einander hat die Tauform **T** oder die Kreuzform, aus den Kammern führen oft Schächte senkrecht empor. Diese Schächte haben Einkerbungen in Leiterform zum Einsetzen der Zehen beim Klettern. Außerdem gibt es hier Ventilationsrohre und schief aufwärtsführende Röhren (Sprachrohre). Da und dort finden sich Brunnen oder Vertiefungen in der Sohle der Kammern zur Aufnahme von Wasser. Auch Fallgruben gibt es da. In den Kammern führen häufig schräg gemeißelte Bänke aus Löß an den Wänden entlang. In den Gängen gibt es Licht-, Tast-, Geräth- und Urnennischen. Auch Ausweichnischen und Schließvorrichtungen finden sich vor den Kammern.

Zweck der Erdbauten.

Daſs ſich die Erdſtälle häufig unter Kirchen und Kapellen befinden, deutet auf ihre Verwendung zu Cultuszwecken. Sie galten neben dem Todtencultus, der Wahrſagerei, höchſt wahrſcheinlich auch dem Dienſte Friggos. Friggo, Freyr, findet eben ſein Vorbild in dem phöniciſchen Gotte der Wolluſt (Priapus). Er wird als Doppelnatur wie die Götter der Urreligion überhaupt gedacht. Er iſt, ſowie die ägyptiſche Iſis, die Perſonification der zeugenden und ernährenden Natur.

Auch mögen die Erdſtälle den Heilräthinnen (Nornen) zum vorübergehenden Aufenthalt gedient haben. Faſt immer war der Erdſtall mit einer Opferſtätte in Verbindung. Man ſpricht dieſe Höhlenlabyrinthe auch als Orte an, wo in vorgermaniſch-heidniſcher Zeit Bußübungen abgehalten wurden, niemals aber ſind ſie, wie es Guido Liſt behauptet, als Winterwohnungen aufzufaſſen.

Man gibt ſie auch als Zufluchtsſtätten bei Chriſtenverfolgungen an, ſie dienten als Aufbewahrungsorte von Hab und Gut während der Kriegswirren, endlich als Aufenthaltsorte von Räubern, von allerlei lichtſcheuem Geſindel und von unglücklichen Menſchen.

Vielfach wurden ſie im Laufe der geſchichtlichen Zeit in Begräbnisſtätten (Katakomben) umgewandelt.

Als Zufluchtsorte während der Chriſtenverfolgungen konnten unſere Erdſtälle nicht gedient haben, weil ſie in nichtrömiſchem Gebiete liegen, und die Bevölkerung dieſer Gegend zu einer Zeit katholiſch geworden iſt, wo das heidniſche Römerreich nicht mehr beſtand.

Als Zufluchtsſtätten der Chriſten bezeichnete Biſchof Graf von Wartenberg die Erdſtälle im Jahre 1688, als man in Regensburg in einer Erdkammer die Leiche eines römiſchen Soldaten fand. Der Biſchof erklärte die Regensburger Erdſtälle als Katakomben. Oft wurden die Erdſtälle, wo man ſie unter Kirchen fand, gruftartig erweitert, ſo auch in der Stefanskirche zu Wien.

Ihr Alter.

Wenn der Cuſtos Trapp behauptet, daſs die heidniſchen Erdſtälle von Borotitz in der Kriegsnoth von 1645 entſtanden ſein mögen, ſo halte ich ihm entgegen, daſs nach den Schilderungen römiſcher Geſchichtsſchreiber die Germanen unter ihren einfachen Wohnſtätten künſtlich hergeſtellte und weit verzweigte Höhlungen beſaßen.

Im Gegentheil muſs man nach den in den Erdſtällen vorwaltenden Maßen ſchließen, daſs die Herſteller dieſer Erd-

bauten einem sehr kleinen Menschenschlage angehört haben müssen und jedenfalls vor den Kelten unsere Gegend inne hatten. Allem Anscheine nach sind die Erbauer mit den Eskimos verwandt gewesen.

Die Dimensionen in den Ställen sind so beschränkt, dass sie etwa einem 12—13jährigen Knaben gut entsprechen. Ein Mann mit 116 bis 120 cm Brustumfang bleibt in den Schlufen stecken, wie es mir ergangen ist, doch haben meine 2 bewährten Begleiter, die Herren Ober-Lieutenant Preiß und Lehrer Mattula, die Untersuchung fortsetzen können.

Kießling schätzt das Alter der Erdställe auf 1500 Jahre. Ich vermuthe in ihnen die Bauwerke der Urbevölkerung Europas. Sie mögen von Kelten und Germanen übernommen und ausgestattet worden sein, sowie heute noch unter unseren Augen ein Volk vom anderen die Heiligthümer übernimmt und seiner Anschauung anpasst. Daneben aber kann sehr wohl so mancher Erdstall ein echt germanisches Bauwerk sein.

Die Verbreitung der Erdställe.

Erdställe finden sich im Znaimer Bezirke in Erdberg, Possitz (Tanzberg), Tasswitz, Poppitz, Kaidling, Borotitz, Grafendorf, Lechwitz und Zulb.

In Edelspitz wurden nach dem „Brünner Wochenblatt" vom Jahre 1827 um das Jahr 1819 bei der Marter gegen Neu-Schallersdorf (Hohlweg, links der Pestfriedhof), beim Graben des letzten dort stehenden Kellers, sehr gut erhaltene Erdställe aufgedeckt.

Die Erdställe ziehen sich über das südliche Mähren, das Waldviertel, Ober-Oesterreich und die baierische Hochebene. Vereinzelt kommen sie auch vor im Viertel unterm Wienerwalde, in Deutsch-Ungarn, durchs südliche Ungarn bis nach Südrussland, der Heimat der Ostgothen, andererseits tauchen sie westwärts hie und da bis an den Rhein auf.

Man findet sie unter den Pyramiden, in Asien wie in Nordamerika, auf Trojas Trümmerstätte wie in Scandinavien. Sie sind auch in China nachgewiesen, wo sie den Bewohnern als Grabstätten dienen, aber auch Spuren von gottesdienstlicher Verwendung zeigen. Wie sie in Ungarn als Kuruzzen-, Heiden- oder Türkenlöcher in Kriegszeiten und bei so mancher Räuberbande eine wichtige Rolle spielten, so dienen sie oft den chinesischen Straßenräubern als Schlupfwinkel. Dass sich die Erdställe auch in China finden, liefert ein wichtiges Beweismateriale für die mongolische Abstammung der Urbevölkerung Europas.

Die Sage und der Aberglauben.

Unser Volk spricht angesichts dieser Erdbauten von versunkenen Schlössern. Es dämmert in seiner Erinnerung noch das Bild der oberirdischen Bauten, welche einst zu den Höhlenlabyrinthen gehörten.

Man schreibt die Höhlen kunstfertigen Zwergen zu, die sich scheu vor den Menschen flüchten und plötzlich „im Erdboden" verschwinden. Kießling bezieht dies Alles auf die Vorzeit, als die in unsere Gegend eingewanderten germanischen Vorfahren der heutigen Bevölkerung noch auf jene „Erdstallmenschen" stießen, die sich in die Höhlen flüchteten und im Verhältnisse zu den Germanen als Quarxe (Zwerge) erscheinen mussten.

Die Erbauer der Höhlen.

Entschieden müssen die Erbauer der Höhlen schwache, zwerghafte Menschen gewesen sein. Ihr Werkzeug war eine Krampe mit Spitze und Schneide. Das Werkzeug musste einen kurzen Stiel gehabt haben. Das Grabinstrument gleicht dem der Fassores in den Katakomben (Gräber dieser Gänge). Es scheint eine eigene Zunft von Erdstallgräbern bestanden zu haben, weil alle Ställe nach einem beinahe gleichförmigen Plane gebaut sind.

Das Baumateriale.

Die Erdberger Ställe sind in Löß (sandiger Lehm) gegraben, die Borotitzer und die Possitzer in Sandstein, der häufig Sandinconcretionen aufweist, die oft zu einer bedeutenden Größe angewachsen sind; die Erdställe in Niederösterreich sind zumeist im „Flins" (Glimmerschiefer) gelegen.

Ueber dem Sandstein entdeckte Custos Trapp in Borotitz Kieselconglomerat, in welchem sich Zinkranten zeigten. Das Materiale wird von Eisensteinadern, welche für die Conglomerate und die Concretionen das Bindemittel lieferten, durchzogen. Dies sieht man in Borotitz und in Possitz. Weder Pflanzen, noch gewisse, in solchen Höhlen vegetierende Thiere, fand Trapp in Borotitz. Die Possitzer Kammern zeigten an der Decke die feinfransigen Wurzeln des Akazienbaumes, die auf mehrere Meter Tiefe in den Tanzberg eingedrungen waren und den Sandstein, besonders um die gewaltigen Concretionen herum, bedenklich lockerten.

Einige historische Daten über die Erdställe.

Die Leute unseres Gaues wissen ganz genau, dass die Erd*ställe noch im* Jahre 1866 zur Unterbringung ihrer Habselig*keiten gedient haben* und erklären unumwunden, dass dies auch

künftighin im Falle eines Krieges geschehen würde. So hielt man es auch in den früheren Kriegsepochen. P. Karner weist sogar nach, dass die Bevölkerung mittels Rundschreibens auf solche günstige Verstecke aufmerksam gemacht wurde.

Diese Verwendung reicht viele Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende zurück.

So schreibt Abt Poppo von Niederaltaich i. J. 1226, dass gelegentlich des Kampfes der Ortenburger gegen die Bogner die Bauern die wertvolleren Sachen in Gruben versteckten. Ob mit diesen Gruben die Erdställe gemeint sind, ist nicht ganz klar, ist aber hochwahrscheinlich, weil die Leute solche Gruben in Wäldern, Kirchen und Burgen suchten.

Die Kriegsnoth zwang den Bauer für alle Fälle geeignete Verstecke anzulegen. Wo keine Erdställe waren, grub man conisch in die Erde sich erweiternde Gruben, welche man „Dratky" (von Getreide abgeleitet) nannte, wie sie noch heute z. B. in Rausenbruck zu sehen sind.

In Wolnys Chronik der Wiedertäufer in Mähren finden wir eine Stelle aus dem Jahre 1548, welche die Verfolgung der Brüder betrifft. „Also waren die Frommen gezwungen, rottenweiß bis in das Jahr 1554 in Trübsal vnd in Wäldern, auch in Löchern der Erden herum zu ziehen vnd zu wohnen. Vnd die Diener Gottes waren also gefließen, die Frommen immerdar zu besuchen vnd sie zu vermahnen bej Tag vnd nacht, das sie steiff an der erkannten wahrheit halten sollen."

Aehnliche Notizen finden sich über die Zeit des 30jährigen und siebenjährigen Krieges bis auf die Neuzeit.

Heute fand ich in den vorderen, entsprechend erweiterten Kammern zumeist — Erdäpfel.

Einzelbeschreibung der Erdställe in Erdberg, Borotitz und Possitz.

Die Erdställe in Erdberg haben eine eiförmige Gangform. Die Spitze des Ovals bildet die Sohle des Ganges. Der Gang ist 70 cm hoch, misst 60 cm in der größten Ausbauchung, die Sohle ist nur 20 cm breit. Diese Gänge vermitteln die Verbindung mit den „Kammern". Erdberg hat eine eigene Kammerform. Zu der über dem Eingange senkrecht abfallenden Wand schließen sich die übrigen im Halbkreise an und verlaufen zur Decke muschelförmig. Sie besitzen also die Tabernakelform „und zwar jedesmal am Schlusse des Baues".

In diesen, mit großer Sorgfalt gearbeiteten Kammern, sind in den Wanddecken zierliche Consolen angebracht. „Die Schlusskammer, die an den Längswänden sich tonnenförmig erweitert und zu einem schön geformten Spitzbogen zuläuft, besitzt

deren in allen vier Ecken je eine; an der Sohle der Rückwand zieht sich eine zur Zeit nur 10 cm hohe Sitzleiste hin, und in der nördlichen Stirnfront findet sich, das ganze Centrum einnehmend, eine große und sorgfältig gearbeitete Nische in Sitzbogenform." P. Karner bemerkte über einer Console an der Rückwand deutliche Rauchspuren. Er glaubt, dass die Consolen als Postamente für Lampen gedient hätten. Man sieht auch eine schief aufwärts gerichtete Röhre, die unmittelbar unter dem Deckengewölbe in die benachbarte Kammer einmündet und so dem Rauch und Qualm Abzug verschafft.

Dem genannten Forscher fiel in den Erdberger Ställen eine Feuerstätte auf. Diese scheint aber aus einer viel späteren Zeit, etwa aus dem 30jährigen Kriege zu stammen.

Eine besonders auffallende Kammer von Erdberg beschreibt P. Karner folgendermaßen: „Ein im rechten Winkel umbiegender Gang führt abwärts geneigt in die Tiefe und mündet in einen Quergang in Tauform (T), von dem der eine Arm rechts, der andere links abzweigt. Wenden wir uns zuerst rechts. Mit erstauntem Blicke betrachten wir den Raum vor uns! In einer Kammer mit spitzbogigem Deckengewölbe senkt sich die Wand rechts bis zur Sohle herab; die Wand links ist in ihrer oberen Hälfte unterbrochen und ruht auf 3, in regelmäßigen Zwischenräumen von einander entfernt stehenden, runden Säulen, die untereinander schwibbogenförmig verbunden sind. Hinter diesen 3 freistehenden Säulen, versteht sich aus Löß, deren Bogen eine Spannweite von nur 50 cm bei gleicher Höhe besitzt, eröffnet sich ein 40 cm breiter und 80 cm hoher, gewölbter Gang, der mit der Kammer gleiche Länge hat, nämlich 3·4 m. Die Breite desselben, inclusive des Säulenganges, beträgt 2·8 m, die Höhe über 2 m. Im Centrum der Decke befindet sich ein Luftloch, neben dem Eingange und in der Frontwand je eine Lichtnische und in der Wand neben dem Eingange erscheinen die räthselhaften Zeichen, von denen eines die Figur eines aufrechtstehenden Phallus (Priapus) darstellen dürfte."

(Nach der Ansicht Karners hätten diese Zeichen Aehnlichkeit mit gothischen Steinmetzzeichen, etwaige Schriftzeichen sind von ganz unbekanntem Character.)

„Doch noch seltsamer ist der gegenüberliegende Raum. Der etwas abwärts geneigte Eingang besteht in einer 50 cm breiten und hohen Röhre. Auf dem Bauche liegend, schiebt man sich vorwärts und bleibt unwillkürlich in dieser Lage vor Ueberraschung über den Anblick, den dieser Raum dem Auge bietet. Ueber dem Eingange strebt eine 1·5 m breite und oben im Halbkreise abschließende Wand über 2 m hoch empor. Der übrige Raum tritt in einem Bogen vor Umfang halb-

kreisförmig zurück. In der oberen Hälfte desselben beginnen die Wände des Rondeaus sich sanft zur Decke zu neigen und concentrieren sich in einer, bei 40 cm im Durchmesser fassenden, kreisförmigen Horizontalfläche, aus deren Centrum ein Luftloch senkrecht emporführt. In diesem Rondeau nun befinden sich ringsherum, in regelmäßen Abständen 8 große Nischen — man beachte die Zahl 8 hier, in Röschitz und Hohen-Ruppersdorf — beginnend in einer Höhe von circa 40 cm über der Sohle. Sie sind 1 m hoch, 0·3 m tief und 0·5 m breit, mit horizontaler Basis und halbkreisförmigem Abschlusse."

„Die Nischen sind von einander durch durchschnittlich 12 cm breite Leisten getrennt, welche sich wie Säulchen ausnehmen. Eine auffallende, bis jetzt nicht gesehene und schwer zu erklärende Erscheinung ist die, dass die Leiste, welche die 1. Nische links von der 2. scheidet, rückwärts im Hintergrunde, und zwar in halber Höhe der Nische, beiläufig 40 cm lang durchbrochen ist, so dass man mit der Hand bequem hindurchlangen kann. Ueber einer jeden Nische ist die Kammerwand sanft ausgehöhlt und vereinigen sich diese spitz zulaufenden Einbuchtungen in concentrischen Strahlen in der horizontalen Kreisfläche an der Decke. Rechnet man dazu die verschiedenen Farbennuancen des schichtenweise gelagerten Lößes, so darf man das Ansehen des ganzen Raumes wohl ohne Uebertreibung ein fast magisches nennen. Für jeden Fall aber bleibt diese Kammer im Schoße der Erde ein architektonisches Unicum.

In der senkrecht abfallenden Wand über dem Eingange, befindet sich im Centrum derselben eine stark rauchgeschwärzte Lichtnische.

Beide Räumlichkeiten sind in allen ihren Theilen sorgfältig geglättet; nirgends findet sich eine Hiebspur, wohl auch ein Beweis für die außerordentliche Zweckbestimmung derselben. Zu bemerken ist, dass dieser hochinteressante Bau in seinem entgegengesetzten Flügel mit einem Brunnen in Verbindung steht." (Nornenbrunnen?)

Das Bild eines Phallus bildete bis in die jüngste Zeit z. B. in Italien die Bezeichnung der Lupanare. Am 21. September 1899 besichtigten wir die Erdställe in Erdberg. Jenes Bild konnte nicht constatiert werden. Man sah nur sehr undeutliche Umrisse. Auch ist es nicht ausgeschlossen, dass dieses Bild aus einer späteren Zeit stamme. Damals betheiligte sich an der Expedition auch Herr Oberlieutenant Brauner mit großem Eifer und Geschick.

Die Borotitzer Erdställe hat Custos Trapp beschrieben. Diese Beschreibung sammt Abbildungen ist im Znaimer Kalender vom Jahre 1888 enthalten.

Ich constatiere hier nur den Ort, wo sie sich befinden. Vom Lechwitzer Schlosse führt ein Fahrweg gegen Borotitz. An der Gemarkung der Gemeinden Lechwitz und Borotitz erblickt man die Berglehne „Hutweide hinterm Posthaus". Der Feldercomplex am abschüssigen Theil dieser Lehne zieht bis zu dem genannten Fahrwege und ist mit der Bezeichnung „Gruben-Aecker" belegt. Hier liegt die Parcelle 1050, wo der Borotitzer Ansasse Cyrill Schalk durch Einsinken seines Pferdes beim Brachackern i. J. 1858 den Eingang in die Sandsteinstollen fand. Auf eine ähnliche Weise wurde dieser Eingang übrigens schon i. J. 1813 bloßgelegt. Der Zugang wurde wieder verräumt.

Noch 1584 stand hier Alt-Borotitz.

Trapp wurde von dem mähr. Landesausschusse aufgefordert, jene Höhlen zu untersuchen, was er auch am 10. September 1858 vollbrachte.

Die Possitzer Erdställe liegen in dem sogenannten Tanzberg. Dieser Berg schickt seine abschüssige Lehne gegen die Häuser Nr. 81 und 83 herab, ist eigentlich nur der Abhang eines mächtigen Plateaus, welches vor Possitz-Grillowitz mit mehreren Ausbissen zur Ebene abfällt. Ein solcher Ausbiss lässt den Tanzberg hervortreten. — Getanzt wurde auf diesem Hange nie, höchstens in uralter Zeit, da die Siedelung wegen der sumpfigen Beschaffenheit der Urwälder in der Ebene am Rande dieses Plateaus gelegen war, wie das mannigfache prähistorische Funde beweisen. Damals mag wohl bei einem Opferfeste ein fröhlicher Tanz die Jugend allda vereint haben. Aber der Berg wird damals nicht Tanz-, sondern Donarsberg geheißen haben. Zu den Erdställen des Tanzberges sind heute noch 2 Zugänge vorhanden. Der dritte Zugang ist vermauert und verschüttet.

Die erste Zugang führt uns links in eine große Kammer mit schön geformten, großen Nischen und einer Lößbank, geradeaus findet der Stall einen Abschluss in einer kleineren Kammer, worinnen die weiteren Schlufe wahrscheinlich verrollt sind, rechts führt ein Gang aufwärts in eine Kammer, woher man nach links in eine zweite Cabine gelangt. Die Schlufe sind hier äußerst eng und stark verrollt.

Die Lage des Erdstalles, den man durch den zweiten Eingang erreicht, ist derart, dass man mit Bestimmtheit annehmen kann, seine Gänge und Kammern seien unter den Räumen des ersten Stalles gelegen, so dass diese Ställe zu einem System gehören müssen und stockwerkeartig übereinander gethürmt sind. Der Zugang ist hier stark umgestaltet und soweit erweitert, dass man fast aufrecht gehend nach einer fast rechtwinkeligen Biegung in eine tief gelegene Kammer kommt, welche

östlich einen kurzen (also gegen den 1. Stall), sanft aufrecht führenden Gang zeigt, der abermals in einer Kammer mündet. Gegen Süden ist ein Schluf zu einer stark verrollten Kammer. In den Kammern finden sich überall Luftschächte. Unser liebenswürdiger Führer zeigte uns noch einen dritten Erdstall, der im 2. Stockwerke, also über den früheren, gelegen ist.

Wir vermutheten die Schallrohre bis an die Oberfläche des Tanzberges steigen zu sehen und schauerten vor einem etwaigen Orakelspruch aus den Tiefen des Berges.

Da sperrte Herr Beer sein Presshaus auf und holte von dem köstlichen Weine aus dem Innern des Tanzberges.

So wie einst auf dem Donarsberge die Germanen ihre Opfer gebracht und in die aus den Sandsteinconcretionen leicht hergestellten Schalen den Göttern den Minnetrank gegossen hatten, so bot uns Herr Beer den Johannessegen. Heil ihm!

Dass beim Graben dieses Kellers die Erdställe in Mitleidenschaft kamen, ist gewiss.

Schlusswort.

Die Erdställe sind es wert, erhalten zu werden. Sie stellen hochinteressante, unterirdische Baudenkmäler aus den Kinderjahren der Menschheit dar und haben einen menschheits- und vorgeschichtlichen hohen Wert.

Unsere Gegend ist so reich an diesen geheimnisvollen Labyrinthen, dass wir mit Stolz darauf hinweisen sollen. Die Gelehrten mögen die Erdställe zum Gegenstande ihres Studiums machen, das Land aber geize nicht mit Mitteln, um wenigstens die schöneren Erdbauten zu erhalten.

Wir 3 Höhlenmenschen, die den Tanzberg von unten bis hinauf beschliefst haben, schmeicheln uns, zur Erhaltung jener Ställe auch ein Scherflein beigetragen zu haben. Einige Herren in Possitz-Grillowitz erklärten laut, sie werden sich die Erhaltung dieser Bauten, welche sie in unserer Gesellschaft erst kennen gelernt haben, recht angelegen sein lassen.

Anton Vrbka.

Das Hüterzeichen der Weingärten.

Gehen Sie im Spätsommer zwischen den Weingärten spazieren, dann bemerken Sie nach der Mitte des August an gewissen Stellen hoch aufgerichtete Stangen, die oben die Marterwerkzeuge Christi tragen und mit „Windrädchen“ geziert sind, so dass Sie bei mäßigem Winde schon das Laufen der Rädchen deutlich vernehmen. Aber auf den Stangen hängen auch Büschel dürren Krautes, welche wie Besen im Luftzuge hin und herspringen. Oft gibt es nur hohe Stangen mit diesen Büscheln und ohne jede andere Beigabe als Hüterzeichen.

Die ererbte Sitte hat diese Zeichen hergestellt, damit unter dem Schutze der Zeichen unserer Erlösung der Weingarten vor allem Uebel, wie Hagelschlag und dergleichen, behütet bleibe.

Jenes dürre Grasbüschel aber hatte schon in altheidnischer Zeit für unser deutsches Volk hohe Bedeutung.

Es ist entweder der Reihe der neun heiligen Kräuter der alten Deutschen entnommen, in der Botanik als Beifuß (Artemisia vulgaris) oder als Johanniskraut (Hypericum perforatum) angesprochen. Auch der Beifuß führt seit uralten Zeiten den Beinamen Johanniskraut.

Wahrscheinlich nahm man in Ermangelung des Beifußkrautes kurzweg das Hypericum, weil beiden Pflanzen die Eigenschaft zugeschrieben wird, dass sie vor Blitz und Hagelschlag schützen.

Wir wollen die, beiden Pflanzen vom Volke beigelegten Eigenschaften näher betrachten, denn an ihnen hängt durch Jahrtausende die Seele unseres Volkes.

Der Beifuß führt seinen botanischen Namen wahrscheinlich nach der Göttin der Jagd Artemis, der deutsche Name kommt von „bozen“ = stoßen und ist eine Entstellung der ursprünglichen Bezeichnung. In uralten Zeiten und auch noch im Mittelalter wurde sie als Gewürz zu Speisen gestoßen. Aus dem mittel-

hochdeutschen „Biboz“ hat dann das Volk Beifuß gemacht, weil es dem Kraute, sowie dem Johanniskraut (Hypericum) auch die Kraft zuschreibt, dass es vor Müdigkeit schütze, wenn man es in den Schuhen, also „beim Fuße“ trage.

An das Haus genagelte Beifußwurzeln hielten den Teufel und die bösen Geister ab und schützten gegen Feuersgefahr.

Ein Johannisstrauß an die Decke der Wohnstube gehängt oder kreuzweise an die Fenster gesteckt, schützte das Haus gegen Unglücksfälle aller Art. Blieb er übers Jahr bis zum nächsten Johannistage grün, so bedeutete dies großes Glück.

Beifuß musste man im Zeichen der Jungfrau graben, dann schirmte er gegen die Bisse von Hunden und Schlangen.

Johanniskraut (Hartheu, Jageteufel, Elfenblut) musste am Johannistage um 12 Uhr mittags gepflückt werden, dann war es zauberkräftig.

Man benützte es beim Feste der Sonnenwende zum Schmucke der Götterbilder, Altäre und Opferthiere.

Wer um das Johannisfeuer tanzte, musste einen Kranz von Hartheu haben.

Bei Hexenprocessen beobachtete man: Ein Trank, aus Hartheu und Distelsamen gebraut, sollte alle Gewalt des Teufels in dem Gefolterten brechen und ihn veranlassen, die Wahrheit zu sagen.

Man verfertigte auch Beifußkreuze, gürtete sie um den Leib und warf sie unter besonderen Sprüchen in das Johannisfeuer. Dies sollte Glück bringen.

Ein alter Reimspruch vom Beifuß lautet:

„Wenn sie Nesselsaft tränken im März
Und Maywürz (Eberraute) äßen im Mai,
So gienge noch manch' frohliche Maid
Nie aber am Ufer des Thay.“

Bei starkem Gewitter sprach man:

„Ist denn keine alte Frau,
Die kann pflücken Hartenau (Hartheu),
Dass sich das Gewitter staue?“

An der Wurzel von Hartheu finden sich kleine Knöllchen (Insectenlarven). Diese geben einen rothen Saft, den man Elfenblut, Johannisblut hieß. Die Blumenblätter enthalten einen rothbraunen Saft. Dieser wunderthätige Saft wurde in Büchsen verwahrt und gegen Melancholie und Schwindel angewendet.

Auf der bloßen Bruſt getragen, brachte es Liebe und Freundſchaft, in der Schlacht machte es kugelſicher und brachte den Sieg.

Man kann ſich denken, daſs der Teufel über dieſe Pflanze furchtbar erbost war. Deshalb nahm er Nadeln und durchbohrte die Blätter der Pflanze, um ſie zu vernichten. (Die Oeldrüſen der Blätter.)

Doch konnte er der Pflanze nichts anhaben, denn ſie entſproſs dem Blute des heil. Johannes.

In einem alten Kräuterbuch vom Jahre 1579 heißt es:

„Beyfußwaſſer machet bay zeiten Bart wachſen, ſtrecket die Bruſt, den kalten Magen, den Huſten, macht ſchlaffen, iſt gut für die Würm, bricht der Frauwen Krankheit, vertreibt vnd bricht den Stein vnd iſt gut für das Gegicht . . .

Vnd lawlecht getruncken vertreibt die Beermutter vnd zehen Tag getruncken iſt gut für die Gilbe für bläwung der Lebern vnd deß Milzes vnd für die Waſſerſucht vierzig Tag getruncken jedesmal drey oder vier lot.“

Auch wendet es unſer Volk noch heute gegen „das Verſchreien“ an.

Das ſind alſo, in kurzen Zügen zuſammen gefaſst, die wichtigſten Eigenſchaften des Johanneskrauts, welches an unſer Hüterzeichen weltverloren baumelt, ein durch die Volksſeele aus uralter Zeit herübergenommenes Andenken.

Anton Vrbka.

Zur Geschichte der Besiedelung Südmährens durch die Deutschen.

Von Professor J. Eschler.

(Aus der Zeitschrift des Vereines f. d. Geschichte Mährens und Schlesiens. Redigiert von Dr. Karl Schober. 3. Jahrgang 1899, 4. Heft.)

Kelten, Germanen und Slaven sind vor Zeiten in Mähren eingewandert, und es haben die einen, wie die anderen kürzer oder länger das Herrenrecht daselbst ausgeübt. Die Slaven sind die jüngst Eingewanderten, sitzen noch heute als Mehrheit im Lande, und nehmen dessen Mitte ein. Sie sind also nicht ursässig und haben daher weder unter keltischer noch germanischer Oberherrschaft gestanden, „bis sie unter avarische geriethen und endlich im 7. Jahrhunderte frei wurden".

Die Unhaltbarkeit der Hypothese von der slavischen Ursässigkeit erhellt schon daraus, „dass nicht einmal in der Ueberlieferung ein Anhaltspunkt sich findet"[1]; wohl aber bestätigen linguistische und ebenso sehr historische Zeugnisse, dass sowohl das Keltenvolk, wie die Germanen trotz der nachrückenden Slaven dauernde Spuren hinterlassen haben.

Inwieweit diese Spuren auf Südmähren, das Thajagebiet, Bezug haben, soll im Folgenden nachgewiesen werden. Freilich hält es bei dem engen Zusammenhange der in Rede stehenden Völker als Glieder der großen indogermanischen Sprachenfamilie, noch dazu auf einer so frühen Stufe, oft schwer, über die Abkunft dieses oder jenen Fluss-, Berg- und Ortsnamens mit Bestimmtheit eine Entscheidung zu treffen, zumal die spärlichen historischen Zeugnisse nicht immer für den gegebenen Fall zutreffen, geschweige denn als höhere Instanz entscheiden.

[1]) Krones, Handbuch der österr. Geschichte, I., 212.

Heben wir mit dem Versuche einer etymologischen Erklärung des Flussnamens Thaja an; es ist dies so naheliegend und daher geradezu geboten.

Das erstemal wird dieser Fluss im Jahre 985 als Taja[1]) erwähnt, kommt hierauf 1045 unter demselben Namen, aber mit der etwas abweichenden Schreibung Taia[2]) und als Taiova[3]) vor. Sonst heißt er noch, und zwar in einer Urkunde des Jahres 1028 Tye,[4]) 1052 Dyga.[5]) Der steierische Reimchronist kennt sie als Tie,[6]) Urkunden des Jahres 1332 und 1367 nennen sie wieder Tei[7]) oder Tey,[8]) 1409 erscheint sie in der Schreibung Dygye.[9])

Welcher ältere Name diesen graphischen Scheidungen, wahrscheinlich entstanden durch volksetymologische Umdeutung, zugrunde liegt, das ist bis nun noch nicht sichergestellt. Bei der Erklärung von geographischen Namen entscheidet die älteste Namensform. Als diese gilt wohl Taja, das ein vorgermanisches Tag-ina voraussetzt und sowohl mit dem baierischen Flusse Taga, der jetzigen Altz, dem Abflusse aus dem Chiemsee, wie mit dem spanischen Tagus, Tajo verwandt ist.[10])

Beide haben die Wurzel taw=tav: still, ruhig[11]) gemeinsam. — Was die Namensformen Tye, Dyga, Dygya u. a. ähnliche betrifft, welche die Slavisten auf tichu, tichy: ruhig zurückführen, so steht deren Zugehörigkeit und Verwandtschaft zur vorgermanischen, keltischen Wurzel tav wohl ebenso außer Zweifel wie hinsichtlich des gothischen tuzjan[12]): sich still verhalten, tussa: die Stelle in einem Flusse, wo er gewöhnlich ruhig läuft, oder des gothischen dagan: schweigen.[13])

---

[1]) Monumenta Boica, 28, 2, 210.
[2]) Cod. d. Morv., I., 118.
[3]) M. B., 29, 1, 83. Vgl. Meiller, Regesten 197, Anm. 35.
[4]) Erben I, 39 Reg. Boh. et Morav. Vgl. C. d. M., I., 113.
[5]) C. d. M., I., 125. Erben, I., 48.
[6]) Seemüller, 14. 125 u. 83 580.
[7]) C. d. M. VI. 334.
[8]) C. d. M. X., 12.
[9]) Notizenblatt, 1869, 45.
[10]) Buck, Oberdeutsche Flurnamen, S. 277 u. 45.
[11]) Buck, a. a. O., 306.
[12]) Buck, a. a. O., S. 45.
[13]) Kirchmayr, Der altdeutsche Stamm der Quaden, II. Bd., S. 158.

Bei diesem Stande der Dinge ist der linguistische Auswechslungsproceß, wie er sich vollzogen, klar und offensichtig. Die Kelten gaben dem Hauptflusse Südmährens den Namen; die ihnen nachrückenden Germanen bezeichneten ihn dann mit Anlehnung an ihre Vorfahren tag[j] (ruhiges) — ahva — awa — owa — a (Gewässer). Den Slaven, die zuletzt ins Land kamen, war es schließlich nur mehr um die Anähnelung des Namens an ihr Idiom zu thun.

Die Erinnerung an die alte Benennung hat sich denn nun auch bis heute erhalten: sowohl in der als „Thaja" freilich etwas entstellten Schreibart, wie in der verkürzten und heute dem Bauer ausschließlich mundgerechten Namensform Tai, Tei, oder Tey, in der selbst das a als letzter Ueberrest des ursprünglichen ahva verschwunden ist und welche einfach die Stille bedeutet, was mit dem Charakter des Flusses, der in der That ruhig und still dahinfließt, übereinstimmt. —

Ebenso verhält es sich noch mit einigen anderen geographischen Namen des Thaja-Gebietes.

Laventburch, wie des heutigen Lundenburg im Jahre 1056[1]) das erstemal Erwähnung geschieht, wird als die Burg des slavischen Stammes der Loventici erklärt;[2]) aber sie gilt auch als Gründung eines angeblichen Lava oder Laba,[3]) dessen Identität jedoch nicht fester steht, als die Annahme, jene Loventici hätten den Süden Mährens bewohnt.

So wahrscheinlich und bestechend diese Deutungsversuche für den ersten Anblick sein mögen, darf man sich dennoch nicht abhalten lassen, weiter zu forschen und nachzusehen, ob nicht noch eine andere Erklärung möglich und zulässig erscheint. Wenn nicht alles trügt, so ist dies der Fall.

Lundenburg und vollends dessen Schloss wird heute wie früher von der Thaja bespült und benetzt. Daran erinnert auch die älteste Namensform mit ihrem ursprünglich keltischen Bestimmungsorte lav : benetzen.[4]) Die Gründung der alten Laventburch, deren Namen, wie dies überhaupt zu geschehen pflegte, auf das in der Umgebung entstehende Gemeinwesen übergieng, ist also nach wörtlichem Verhältnisse wie

[1]) Monum. Boi., 29, 1, 129. Erben R., 1, 51 u. 123, C. d. M., I., 449.

[2]) u [3]) Wisnar, Untersuchungen zur geograph. Namenkunde, S. 32. An. 90.

[4]) Buck, a. a. O., S. 158.

nach Bedeutung als „Wasserburg" aufzufassen. Die späteren Namensformen wie Launtburg, Luntburg, Lumpenburg haben wohl beim ersten Anblicke ein etwas befremdendes Aussehen; aber dessenungeachtet kann man die erwähnte Herkunft nicht in Abrede stellen. So ist Launtburg im Grunde genommen, nichts anderes als die verdunkelte älteste Form, während Luntburg und das wohlklingendere Lundenburg mit ihrer Erklärung schon gar keine Schwierigkeiten bereiten, denn es hat weder einerseits ihr Lautbestand etwas besonders befremdendes an sich, noch besteht, was von größerer Wichtigkeit ist, in Bezug auf die Bedeutung eine Verschiedenheit. Das Attribut lunt, lunden[1]: Woge, Welle deckt sich mit dem oben erwähnten lav.

Luntburg, Lundenburg bedeutet also ganz wie das älteste Lavantburg „die Wasserburg".

Als wahre Namensungethüme erscheinen dagegen die Formen Luczelburch, das im Jahre 1323 die Klosterneuburger Chronik erwähnt,[2] und Lumpenburg, wie heute noch die bäuerliche deutsche Bevölkerung die Stadt nennt. Beide Erscheinungen sind entschieden Producte der Volksetymologie: die Kenntnis der Bedeutung von lav, lunde hatte sich nämlich verflüchtigt oder war ganz verloren gegangen. —

Hingewiesen sei ferner auf die Namen der Dörfer: Neudek, Pulgram Klentnitz und Pollau.

Neudek, die irrthümliche Steigerung eines vorgermanischen Nid,[3] drückt den Gegensatz zu oben aus und heißt nieder, unten. Eine ganz zutreffende Erklärung: das heutige sogenannte Grätzl — welches Wort sich die Deutschen aus dem slavischen grad zurecht gelegt haben — die Stelle der ehemaligen Veste, deren Name auf das Dorf übergegangen war, ist der tiefgelegene Punkt der ganzen Gemeinde.

Nicht anders verhält es sich in Betreff des in der Nähe der sogenannten Klause liegenden Klentnitz, das als Glamptic, Glemtic[4] das erstemal vorkommt und so sehr an das keltische glampus: Schlund, Riss, Klause erinnert.

---

[1]) Benecke, Müller und Zarnke, Mittelhochd. Wörterbuch.

[2]) Petz. Scriptores rer. austr., I., 485.

[3]) Buck, a. a. O., 191, und Schmidtkonz, Ortskunde und Ortsnamenforschung. I., 41.

[4]) Wisnar, a. a. O., S. 31, A. 88.

Eine ähnliche Uebereinstimmung der örtlichen Verhältnisse mit der Bedeutung der Namen trifft schließlich auch bei den Namen der Nachbardörfer Pollau und Pulgram zu.

Während jenes das ursprünglich keltische pool[1]) : Sumpf zur Voraussetzung und in der Verbindung mit au : Wiese die Bedeutung Sumpfwiese hat, finden wir in letzteren die spätere nieder- und mitteldeutsche Entwicklungsstufe pul(l),[2]) die Entsprechung des mittelhochdeutschen pfuol[3]) : Sumpf. Sie erscheint zum erstenmal im Jahre 1244[4]) in der mit garn zusammengesetzten Form Bulgarn und bedeutet Sumpfacker; denn garn[5]) ist das Particip des mittelhochdeutschen arn : ein Land bebauen, eine Furche ziehen, welche Arbeit bei der Verwandlung des Sumpfbodens in urbares Land nicht zu umgehen ist. Wie aber das hievon im Grundworte abweichende Pulgram zu erklären ist, ob es entweder die missverstandene und infolgedessen verderbte ältere Namensform oder eine ganz neue Bildung ist, darüber sich auszn sprechen hält schwer. Wahrscheinlich wirkte beides mit. Gram, Kram bedeutet den Holzhaufen auf dem Holzschlage[6]) — eine Erscheinung, die insoferne zutrifft, als alte und stundenweit ausgedehnte Waldbestände einerseits zu beiden Seiten der Thajaniederung, anderseits an den Geländen der Pollauer Berge sich erstrecken. Diese Erklärung ist unseres Erachtens viel zulässiger als eine Herleitung von dem slavischen polje[7]) : Feld, und zwar schon aus dem Grunde, weil doch nicht anzunehmen ist, dass sowohl die aus dem seinerzeit weithin ausgedehnten Sumpfgebiete der Thaja frei aufsteigenden Pollauer Berge als auch deren Umgegend bis in die Slavenzeit hinein namenlos geblieben ist.

Neben diesen der ältesten Zeit angehörigen Namensformen haben wir noch von ein paar anderen Kunde, die sich von den oben besprochenen durch ihr eigenartiges äußeres Gepräge unterscheiden. Auf keltisch-römischem Grunde emporgewachsen,

[1]) Zeitschrift f. Realschul., XII., 70, und Buck, a. a. O., 207.
[2]) Weigand, Deutsches Wörterbuch.
[3]) Benecke, M. u. Z., a. a. O.
[4]) Erben, I., 525. — C. d. M., II., 45.
[5]) Benecke, M. u. Z., a. a. O.
[6]) Buck, a. a. O. 143.
[7]) Umlauft, Geogr. Namenbuch v. Oesterreich-Ungarn.

überdauerten sie theils die Stürme und Wirnisse der folgenden Zeit, wie diese auch über das südliche Mähren hinweggegangen sind, theils verschwanden sie mit oder ohne Spuren.

Da sei vor allem des oft genannten, aber bis nun noch immer nicht genau bestimmten Medoslanium gedacht, welches die einen an die Stelle des heutigen Znaim, die anderen an Stelle des heutigen Nikolsburg verlegen und eine Zusammensetzung aus dem keltischen medu und sladium: Waldrode[1]) erklären, im übrigen aber ganz aufschlusslos sich verhalten.

Nicht viel mehr, schon gar nicht Genaueres oder Bestimmteres wissen wir von zwei anderen Orten: Felicia nnd Massovia.[2]) Man kennt nämlich weder Bedeutung noch Herkunft, und die Annahme, Felicia stamme aus der keltischen Periode, ist noch nicht näher begründet.[3])

Was ihre Lage betrifft, so geht die Ansicht der Forscher allgemein dahin, dass sie in der Umgegend des heutigen Muschau zu suchen sind. Bis dahin drangen, wie die reichlichen römischen Münzfunde anzudeuten scheinen, die Römer bei ihrem nördlichen Vorstoße gegen die Markomanen und Quaden, schlugen ein Lager auf und zerstörten Massovia und Felicia.[4])

Ob und in welchem Grade der römische Einfluss andauerte und über erwähnte Zerstörung hinaus sich erstreckte, bleibt wieder eine offene Frage. Immerhin ist es möglich, dass in diese Zeit des Vorstoßes und wahrscheinlich kurzen Verweilens der Römer auf dem Thajaboden die Anfänge des benachbarten heutigen Tracht fallen. In dessen Namen steckt eben, wie in Maastricht und Utrecht[5]), entweder ein verstümmeltes trajectus: Ueberfahrt, Uebergang oder das der jetzigen Namensform klangähnlichere und wahrscheinlichere tractus: Abtheilung eines Fischwassers,[6]) allgemein See genannt, woran wie das unserige auch alle übrigen Tracht liegen. Ebenso dürfte das heutige Zulb, ein Dorf, etwas unterhalb Znaim, auf eine römische Ansiedelung beziehungs-

[1]) Notizenblatt d. Vereines f. d. Geschichte Mährens und Schlesiens, 1896, S. 62, Anm. 12.

[2]) Notizenblatt, a. a. O., S. 25 ff u. 61 ff.

[3]) Notizenblatt, a. a. O., 25 ff u. 61 ff.

[4]) Notizenblatt, a. a. O., 25 ff, und Arnold, Ansiedelungen und Wanderungen der deutschen Stämme, S. 91, Schwoy, Topograph. vom Markgrafenthum Mähren, II. Bd., S. 235.

[5]) Alfred Kirchhoff, Erdkunde f. Mittelschulen, 2. Theil, 1895, S. 60.

[6]) Buck., a. a. O., S. 280.

weise auf ein römisches Lager (? die Red.) zurückzuführen sein. Wie anders könnte es den so gut lateinisch klingenden, allerdings um 1052 schon seltsameren Namen Surgustum[1]: Fischfang, führen, das damals als verballhorntes, aber gleichbedeutendes Zulb das erstemal zum Vorschein kommt, um in der Folge wieder Wandel zu erfahren?

Eine willkommene Ergänzung und Bekräftigung dieser Ergebnisse — soweit sie Germanenthum zur Voraussetzung haben — bieten die Notizen bei Ptolemäus nnd in Agathodämons Karte[2]), wo von den Rakatern, die nach allgemeiner Annahme im Marchfelde und dem benachbarten Südmähren wohnten, die Rede ist. Sie gelten nämlich trotz des Anklanges ihres Namens an das keltische raçan, arather: aratrum gleich den ebenfalls vorquadischen Hrathagutans, die sich ja auch über die mährisch-niederösterreichische Grenze erstreckten, als Germanen, und es ist näherliegend, in dem Namen Rakater die germanische Wurzel rek, rak, das gothische rakjan: recken, kratzen, rasieren vorauszusetzen, wie es hinsichtlich der sicheren germanischen Hrathagutans und des bekannten germanischen Heerführers Radagais geschieht, als jene keltische Verwandtschaft.

Für die germanische Abkunft der Rakater spricht ferner der Umstand, dass die später in der Nachbarschaft ansässig gewordenen Slaven die Bewohner der deutschen Ostmark von allem Anfange an, bis heute als Rakousy: Rakater bezeichnen, womit diese gegenüber den Langobarden: Langbärten als die Bartgeschorenen erscheinen.[3])

Ja, der Thajaboden war geradezu ein „Sammelpunkt germanischen Lebens." Dafür zeigen sowohl die Schädelfunde,[4]) die dort gemacht wurden und im Gegensatze zu den späteren slavischen Schädeln dem ausgeprägten dolichocephalen Charakter der Quaden entsprechen, wie auch die am Burgstall bei Muschau

[1]) C. d. M., I., 126.

[2]) H. Kirchmayr, a. a. O., I. 31.

[3]) Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur von Paul und Braune XVII., 122.

[4]) Arnold, Ansiedelungen und Wanderungen der deutschen Stämme, 91.

bloßgelegten und den Quaden zugewiesenen Culturreste.[1]) An wen anders, als an eben diese Quaden, sollte der bei Neudek am rechten Ufer der Thaja, im Auwalde gelegene und mit Dämmen umgebene Platz, vielleicht eine Verschanzung gegen die vordringenden Römer, heute im Volksmunde Heidenstatt genannt, gemahnen?

Aber auch die Erscheinung des „österreichischen Intensitätscentrums der blonden Haare und blauen Augen" an den Pollauer Bergen, sowie schließlich das mehrfache Vorkommen von Dörfern mit dem Namen Niemtschitz: Deutschdorf, die alle ganz in der Nähe der Sprachgrenze, sei es auf deutschem, sei es auf slavischem Gebiete, liegen, sprechen für aus der Urzeit herstammende Ueberreste germanischer Bevölkerung, deren Besitzstand durch die späteren Besiedler Erneuerung und Rückeroberung erfuhr.[2])

Im besonderen kann allerdings nicht nachgewiesen werden, ob, und inwieweit in der karolingischen Periode kirchlicher und weltlicher Einfluss für die Erneuerung des Deutschthums von Bedeutung war; doch die im 9. Jahrhundert[3]) zuerst ausgesprochene, im 10. Jahrhundert[4]) erneuerte Zugehörigkeit Mährens zur Diöcese Passau, sowie der Umstand, dass der Karolinger Arnulf von Kärnten die Rechtsprechung über Mähren dem deutschen Grafen Heimo übertrug,[5]) lassen es vermuthen.

Erst vom 11. Jahrhundert an, wandelt man nicht mehr auf so flüchtigem Grunde. Dieser Zeit gehört nämlich der erste urkundlich nachweisbare deutsche Name eines mährischen Ortes an. Es ist dies das alte Laventburch: Lundenburg an der Thaja, 1043 genannt, und zwar gelegentlich einer Landanweisung[6]) in der 1043 eroberten[7]) und seit 1045 von einem sicheren Siegfried[8]) verwalteten Neumark Oesterreich. Innerhalb deren Grenzen, welche einerseits zwischen Fischa und Leitha und andererseits zwischen March und Thaja, nordwärts

[1]) Mittheilungen d. anthrop. Gesellschaft, 1873, S. 135 ff.
[2]) Forschungen zur deutschen Geschichte, XVII., 410.
[3]) Dudik, Mährens allgemeine Geschichte, IV., 187.
[4]) Schrödl, Geschichte d. Bisthums Passau, 1879, 75.
[5]) Taschenbuch für vaterländische Geschichte, Wien, 1813, S. 36, 37, 73.
[6]) M. B., XXIX., I., 129.
[7]) Forsch. z. d. G., 4, 364, Anm. 1.
[8]) M. B., XI., 152. — C. d. M., I., 118.

über die Pollauer Berge bis in die Gegend von Strachtin: Tracht verliefen,[1]) fand eben von nun an eine recht nachhaltige Besiedelung statt, die dann im Laufe der Jahre weit über die Thaja hinaus nach Norden reichte. Damals dürften auch Colonisten aus dem baierischen Feldsberg nach dem niederösterreichischen, aber hart an der mährischen Grenze liegenden, gleichnamigen Städtchen gebracht worden sein,[2]) als jene Landanweisung in der Erstreckung von Baumgarten bis zur Lundenburger Straße angeordnet und durchgeführt wurde.[3]) Kurz, für Südmähren war schon im 11. Jahrhundert das Deutschthum eine Macht, und daraus erklärt es sich auch, warum die Kenntnis der deutschen Sprache[4]) bei der Verleihung des Znaimer Theilfürstenthums an Herzog Konrad I. so maßgebend gewesen ist.

Vollends im 12. Jahrhundert mehren sich die Besiedelungsversuche der Deutschen.

Ist es wahr, dass das Bisthum Passau unter Udalrich I. um 1112 Besitzungen in Südmähren erwarb,[5]) so geht es allen anderen wieder voran. Ihm stand das seiner Herkunft nach eigentlich dunkle, doch der Abstammung nach sichere deutsche Geschlecht der Bernegger,[6]) um 1127 durch kaiserlichen Machtspruch in die mährische Thajagegend verpflanzt, nicht nach; denn durch Verheiratung gewann es auf dem neuen Boden eine Menge Lehen und Güter, deren deutsche Eigenart wir noch kennen lernen werden. Nicht viel später kamen die Johanniter[7]) ins Land und verfügten seit 1159 über Grusbach als eine der ersten Besitzungen, wo sie gleich den Prämonstratensern, „den deutschesten aller Ordensgeistlichen" nach deutschem Rechte lebten. Diesen verlieh Marie, die Mutter des Markgrafen Otto das Brucker Kloster,[8]) welches beide gemeinsam im Jahre 1190 gegründet und unter Einem mit den Dörfern Poppitz, Niemtschitz und Lodenitz begabten; jenes dürfte, wie dem Namen nach zu schließen ist, die Gründung

[1]) Forsch. z. d. G., a. a. O.
[2]) Blätter d. Vereines f. Landeskunde von Niederösterr. XI., 347.
[3]) M. B., XXIX., I., 129.
[4]) C. d. M., I., 136.
[5]) Meiller, Regesten, S. 202, Anm. 67.
[6]) Archiv f. österr. Geschichte, II., 25. — Otto v. Steinbach, Diplomatische Sammlung.
[7]) C. d. M., I., 269.
[8]) Erben, I., S. 185.

eines gewissen Poppo, also deutschen Ursprunges sein. — Schwieriger ist schon die Namenserklärung des Klosters Bruck, und zwar deswegen, weil es ursprünglich Luca hieß, was zwei verschiedene Ableitungen nahelegt; entweder von dem slavischem louka: Wiese oder dem mittelhochdeutschen löch, luch: Wald, Gehölz. Zieht man nun in Erwägung, daß löch, luch namentlich in Baiern und zwar in der Straubinger Gegend ein althergebrachter Ortsname ist,[1]) der bei Besitzergreifung des Bodens durch die Colonisten einer andern Benennung platzmachte, so wird man diesen Wandel des Namens auch für unsere Gegend insoferne zutreffend finden, als bereits 1272 von einem „Bruckenwelt“[2]) die Rede ist. Die Ansiedler haben demnach den in Besitz genommenen Wald durch Rodung in ein Feld verwandelt und der ursprünglichen Niederlassung den neuen Namen „Bruck“ gegeben.

Ueber das Jahr 1190 kann man schließlich nicht hinweggehen, ohne noch auf ein anderes Gemeinwesen hinzuweisen: auf Schattau bei Znaim, das in dem nämlichen Jahre das erstemal, und zwar anläßlich einer Zeugenschaft, die ein sicherer Friedrich von Schattau leistet,[3]) genannt wird. Die älteste Form, in der es damals erwähnt wird, lautet Schatowe; 1279 heißt es Schatow[4]) und 1284 wohl nur infolge orthographischer Incorrectheit Chatow.[5]) — Namensformen, die sich vollends mit dem mittelhochdeutschen schatowe, schatow: Schatten decken und die Schattenseite, auf der ein Ort im Gegensatze zur Sonnenseite liegt, bezeichnen. Eine nicht seltene Erscheinung: außer unserem mährischen Schattau gibt es auch ein österreichisches und salzburgisches.[6])

Unbemerkt bleibe ferner nicht, daß neben jenem Friedrich von Schattau des 12. Jahrhunderts zwei aus dem Jahre 1279 überlieferte Namen Schattauer Ortsangehöriger Wissmann und Konrad lauten und bloß einer Johannes heißt, was nicht von Belang ist. Sie sind Zeugen in dem Ver-

[1]) Scriptores Rerum Germanicarum in usum scholarum Pertz. Annales Alt, 12. Maj., p. 8., Anm. 3.
[2]) Erben, II., 319.
[3]) Meiller, Regesten, S. 68.
[4]) Erben, II., 506.
[5]) Erben, II., 571.
[6]) Umlauft, Geograph. Namenbuch, S. 209.

trage, womit der Streit zwischen der Urbauer und Schattauer Pfarre geschlichtet und dahin entschieden wurde, dass Niemtschitz den Zehent an Schattau abzuliefern habe.[1]) —

Aber geradezu eine Fülle neuer Orte fällt im 13. Jahrhundert auf. Der zwei Meilen breite Grenzstreifen, der vom Ursprunge der mährischen Thaja bis gegen Ungarisch-Hradisch sich hinzieht, ist nämlich das Gebiet, wo, wie urkundlich nachgewiesen ist, zuerst deutsches Recht genannt wird, dessen Pflege schon die Markgrafen Wladislaw und Heinrich sich besonders angelegen sein ließen.[2]) Ihrem Beispiele und Einflusse folgten Klöster, Ritterorden und mancher weltliche Herr, die Ansiedler von da und dort herbeiriefen.

Von Wladislaw erhielten im Jahre 1204 die Johanniter uneingeschränkte Erlaubnis, auf allen ihren Besitzungen Mährens, deren älteste Grusbach war, sich nach deutschem Rechte anzusiedeln[3]) und einzurichten. Also nur vertrags- und bedingungsweise bezogen sie eine neue Heimat, wo allen Ankömmlingen die Gewähr allseitigen Schutzes — was nicht immer der Fall gewesen sein mag — ruhiger Entwickelung und sorgloseu Gedeihens zugesichert war.

Die nächste Erwerbung der Johanniter gehörte dem Jahre 1227 an:[4]) Otto von Traberch, ein auch in Mähren begüterter österreichischer Ministeriale schenkte mit Bewilligung Herzog Leopold VI. dem Mailberger Ordenshause Erpurg(e): Erdberg, und König Wenzel I. bestätigte[5]) 1235 diese Begabung unter besonderem Hinweise auf die Freiheiten und Vorrechte die seinerzeit der Oheim Wladislaw gewährt hatte. Eine Vergrößerung erfuhr der neue Besitz durch die königliche Schenknug einer Mühle[6]) im Jahre 1244, andererseits durch Ankauf von Wiesengründen,[7]) die an das sogenannte Alte Erdberg: Antiquum Erpurk grenzten, 1292.

Was die Frage betrifft, woher die Colonisten kamen, so ist deren Einwanderung aus dem benachbarten Oesterreich für das

[1]) Erben, II., 506.
[2]) Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, 17. Bd.
[3]) Codex diplom. Moraviae, II., 22.
[4]) Meiller, a. a. O., S. 139, 262, Anm. 413.
[5]) Erben, I., S. 418.
[6]) C. d., II., 309.
[7]) Erben, I., 523.

Jahr 1227 ausdrücklich bezeugt,[1]) und es sind gewiss auch noch später, wie 1271, von dort Ansiedler gerufen worden, als Wilhelm von Auspitz („Uzpertsch") den Johannitern in Hohenau einen weiten Gebietsstreifen von der March bis zur Schwarza anwies, der sich über die Wälder und Wiesen des sogenannten, heute nicht näher zu bestimmenden Gebolfsthales erstreckte.[2]) —

Aber noch mehreren anderen südmährischen Orten widerfuhr Behandlung nach deutschem Rechte. So zunächst, indem Ritter Rüdiger um 1213 dem Brucker Kloster den Weinzehent im Gnadlersdorfer Weingebirge nach deutscher Weise verlieh.[3])

Einen tieferen Einblick in das Wesen dieses deutschen Rechtes, dessen sich dieser oder jener Ort am Thajaboden erfreute, gewinnen wir jedoch erst im Jahre 1214 gelegentlich der Verleihung des Stadtrechtes an Bisenz. Dasselbe hat das Lundenburger Stadtrecht — in seinen Anfängen bis auf das Jahr 1160 zurückgehend — zum Muster.[4]) Eine willkommene Ergänzung bieten anderseits die Nachrichten über den Aufbau der Stadt Znaim[5]) im Jahre 1226, sowie über die Ausstattung Göding's[6]) mit städtischen Vorrechten.

Zunächst durften sich alle diese bevorrechteten Orte mit dicken und hohen Ringmauern umgeben, und indem benachbarte Aecker und Gründe, ja kleine Ortschaften wie: Culchow bei Znaim,[7]) einbezogen wurden, erfuhr auch ihr Weichbild eine entsprechende Ausbildung. Gerechtfertigt und begründet mochte sie zum Theile auch dadurch sein, dass mit der Rangserhöhung des betreffenden Ortes zugleich eine Berufung auswärtiger Ansiedler verbunden war. Ueber deren deutsche Herkunft besteht nun insoferne kein Zweifel, als z. B. anlässlich der Bewidmung Göding's[8]) mit dem „neuen Rechte" im Jahre 1228 dieser Ansiedler ausdrücklich als Deutscher gedacht wird und aus dem Jahrhundert der Gründung Znaims auffallenderweise 16

[1]) Erben, II., 681.
[2]) Meiller, a. a. O., S. 262.
[3]) Erben, II., 291.
[4]) C. d. M., II., 63.
[5]) C. d. M., II., 75.
[6]) C. d. M., II., 172.
[7]) Erben, I., 346.
[8]) C. d. M., II., 172.

deutsche und bloß 2 slavische Namen von Bürgern dieser Stadt überliefert sind,[1]) die ebenfalls damals herbeigerufen worden sein mögen.

Von anderen Begünstigungen und Auszeichnungen der mit deutschem Rechte bewidmeten Orte sei hervorgehoben, dass sie niemand anderem, als dem Landesfürsten botmäßig waren und sich nur dem Urtheile frei gewählter Richter zu beugen hatten, denen nicht bloß die niedere Gerichtsbarkeit zustand, sondern auch wie in Göding und Urbau das Gericht um Hals und Hand.[2])

Soviel aus den Quellen zu entnehmen ist, scheint überhaupt den verschiedenen Orten eine verschiedene Behandlung in Bezug auf ihre Bevorrechtung und Sonderstellung zutheil geworden zu sein. So z. B. erhielt Bisenz[3]) für dreißig Jahre Befreiung von der landesfürstlichen Zinsung und den sonstigen Abgaben, während die Gödinger vom Lahn, dem bestifteten Bauernhofe, dreißig Denare zahlten, sonst aber 10 Jahre hindurch abgabenfrei waren. Kaufleute als Hausbesitzer waren zoll-, aber nicht ganz mauthfrei an Brücken, bei deren Ueberschreitung sie die Hälfte der üblichen Taxe zahlen mussten. Ueberdies hatten die gefreiten Orte in ihren zugehörigen Wäldern unumschränktes Weiderecht,[4]) das nur insoferne eine Einschränkung erfuhr, als streckenweise Rodungen des Waldes vorgenommen[5]) und aus dem gewonnenen Neulande gestiftete Bauernhöfe gebildet und nach uraltem deutschen Brauche: more teutonico unter Anwendung des Loses zugewiesen wurden[6]); dass am Ende im Laufe der nächsten Jahre und später dem einen oder anderen Orte eine Bestätigung oder Vermehrung der ursprünglichen Vorrechte zutheil wurde, beweist unter anderem auch jene Steuerbefreiung Lundenburgs, womit Přemysl Ottokar I. deren Bürger 1223 auszeichnete,[7]) noch mehr aber die Bewidmung der ganzen Lundenburger Provinz mit den Brünner Rechtsgewohnheiten, wie sie unter Ulrich von

[1]) Erben, I., 346.
[2]) Royt, Progr. des Gymn. v. Znaim, 1864, und Erben, I., 328.
[3]) Erben, I. 349. Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, 17. Bd.
[4]) C. d. M., II., 75.
[5]) C. d. M., II., 204.
[6]) Erben, I., 257.
[7]) Jahrbücher für Nationalökonomie von Hildebrand, 32. Bd.

Kärnten, der vorübergehend dem mährischen Apanage-Herzogthum vorstand, 1237 ins Werk gesetzt wurde.[1])

Andere Orte, die von allem Anfang an als deutsch gelten können, sind: Eisgrub, dessen ältester Name Izgruobi selbst, trotz der etwas befremdenden z-Schreibung, jede andere als deutsche Abstammung ausschließt. Es ist daher kein Zufall, dass die ersten bekannten Eisgruber, ein Brüderpaar, A(Ha)d(a)mar und Lippert heißen; sie werden als Zeugen genannt gelegentlich der Verleihung des Pfarrechtes an Prittlach: Přikluk, das Bischof Robert von Olmütz im Jahre 1222 in Hinsicht des Tauf- und Begräbnisrechtes als selbständig erklärte, so dass es nicht mehr, wie bisher, der Kirche in Podiwin: Kostel unterstand.[2]) Und deswegen dürfte sich auch König Wenzel I. mitbewogen gefunden haben, Seifried den Waisen, den Sprossen einer kärntnerischen Familie, die um diese Zeit in Südmähren auftaucht, im Jahre 1244 mit Eisgrub zu belehnen, das uns nun auch in der etwas geläufigeren Form Ysgrube entgegentritt.[3]) Sowohl Seifried, wie Ulrich von Kärnten haben sicherlich auch manchen deutschen Ansiedler nach der unteren Thajagegend, nach Eisgrub und Umgebung, herbeigezogen. Zu übersehen ist dann nicht, dass die anderen überlieferten Eisgruber Namen bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts durchaus deutsch lauten; freilich sind ihrer nicht viele: Tirward, ein Zeuge in der Urkunde, womit im Jahre 1292 ein Grenzstreit zwischen Prittlach und Neudek geschlichtet wird,[4]) Heinrich der Rauscher, bekannt durch eine Schenkung an das Altbrünner Kloster,[5]) ferner ein gewisser Goslin, der für uns dadurch besonderes Interesse hat, dass er zwei Lahne nach Landesrecht verkaufte,[6]) und Ortlin, Seifried des Waisen Sohn, ebenfalls anlässlich einer Schenkung erwähnt. Erst 1358 ist von einer Familie Trmačow die Rede,[7]) die sich um diese Zeit in Eisgrub ankaufte. Inzwischen hatte aber auch schon im Jahre 1332 Hartnit von Lichtenstein von König Johann dem

[1]) Erben, I., 311.
[2]) C. d. M., II., 325.
[3]) C. d. M., II., 137.
[4]) Erben, I., 52[illegible]. Vgl. Archiv f. ö. G., 1849, I. Bd., S. 10, Anm. 4.
[5]) Erben, II., 681
[6]) Wolny, Brünner Kreis, 150.
[7]) Landtafel, I., 10.

Blinden für Eisgrub die Befreiung von fremder Gerichtsbarkeit, der Landessteuer, Berna genannt, zugesprochen erhalten.[1])

Im Dorfe Eisgrub wurde demnach doppeltes Recht gehandhabt: das deutsche und das Landesrecht. Leider ist nicht festzustellen, nach welchen Grundsätzen und unter welchen Bedingungen. —

Im nämlichen Jahre wurde wie Prittlach auch Frischau zur Pfarre erhoben, blieb jedoch wie dieses bei dem Cistercienserstifte Welehrad, dem seinerzeit beide Dörfer zugewiesen worden waren.[2]) Ob nun beide erst damals deutsche Ansiedler erhielten, ist nirgends abzusehen. Wohl steht das eine fest, dass Frischau: Briessau eine deutsche Gründung ist, deren Namen auf ein mittelhochdeutsches vriesen[3]): einen Graben aufführen, vriese: Grabenarbeiter hindeutet, was umsomehr Beachtung verdient, als bekanntlich viele Leute dieser Gegend noch zur Zeit unserer Großeltern als Teichgräber in Arbeit giengen. Von Prittlach, dem alten Přikluk: při louka: an der Wiese gilt das allerdings nicht; trotzdem ist es von allem nachweisbaren Anfang an ein Dorf mit deutschen Ansiedlern. Dafür sprechen: dessen Personen-, Orts- und Flurnamen, sowie die bereits im Jahre 1292 sich vorfindliche Einrichtung der Erbrichterei,[4]) welche damals ein gewisser Linhart versah, dessen Name heute noch in Prittlach vorkommt und wegen seines hohen Alters in besonderem Ansehen steht. Dieser nun, sein Sohn Seifried und Pfarrer Hermann sind uns als die ersten Prittlacher bekannt. Wie anders, denn dass Prittlach damals schon deutsch war, könnte auf dessen Grenzgebiete, worum es sich eben in dem oben erwähnten Streite mit dem Nachbardorfe Neudek handelte, von einem Burgstall: Puorchstall die Rede sein?[5]) Und was die Flurnamen betrifft, so ist bereits im Jahre 1334 von drittehalb Weingarten auf dem neuwen Berge und einem Wald, der heizzet der Streitschach,[6]) die Rede, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts dagegen zu wiederholtenmalen von den Mit-

[1]) Landtafel, III., 457.
[2]) C. d. M., VI., 334.
[3]) Lexer, Mittelhochdeutsches Wörterbuch, 2. Aufl.
[4]) Erben, II., 309.
[5]) Lexer, Mittelhochdeutsches Wörterbuch, 2. Aufl.
[6]) Erben, II., 681.

terbergweingärten,[1]) die noch heute so wie damals zu einem der geschätztesten „Riede“ zählen. —

Was das schon öfter erwähnte Neudek: Nideke betrifft, so gilt dessen Erwerbung durch Seifried den Waisen,[2]) in dem nämlichen Jahre 1244 wie Eisgrub und Pulgram als unumstößlich feststehend, und es ist nicht recht wahrscheinlich, dass einige Jahre später der Znaimer Burggraf aus dem bekannten Geschlechte der Bernegger, Botzko, auch Graf von Neudek an der Thaja gewesen sei, wie einige, weil in der Bestätigungsurkunde des Klosters Saar von einem Grafen von Neudek: comes de Nidche[3]) die Rede ist, annehmen zu müssen glaubten. — Wie dem auch sein mag, darüber herrscht kein Zweifel, das gerade auf diesem Strich des Thajabodens Spuren frühzeitigen baierischen Einflusses erhalten sind. So, indem auch die Pfarre des niederösterreichischen Nendegg[4]): Nidecke am Wagram von Anfang her zur Diöcese Passau gehörte, dass es ferner, und zwar aus noch früherer Zeit ein baierisches Pulgarn: Pulgram und Pergarn: Bergen, beide im Decanate Gallenneunkirchen und ebenfalls im Bisthume Passau, gibt. Vollends deutet Pardorf: Pairdorf, wie es[5]) 1332 genannt wird, auf seinen Ursprung als Dorf der Baiern hin. Doch unser Bernegger Botzko spielt insoferne eine Rolle, als er der Gründer des Cistercienserklosters Saar ist, dem er auch in Südmähren mehrere Besitzungen zuwies, und zwar im Gründungsjahre 1252 Puzdram: Pausram, wo übrigens schon 1244 ein Brünner Nonnenkloster einen Weingarten besaß, und Zajechi: Saitz,[6]) 1255 dagegen Hfrelawiz: Grillowitz nächst Jarzlawitz: Joslowitz.[7]) Ob diese Orte erst jetzt deutsche Ansiedler erhielten, ist nirgends ausgewiesen. Ebensowenig geben deren Namen Aufschluss darüber; denn Deutsches und Slavisches dürften sich in denselben so ziemlich gleiche Wege halten. Oder sollte dies etwa nicht der Fall sein in Anbetracht des Umstandes, dass die Namensform Zajechi sowohl an das slavische zajec: Hase, wie

[1]) C. d. M., VII., 25.
[2]) Landtafel, V., 384.
[3]) u. [4]) Erben, I., 535.
[5]) C. d. M., III., 180. Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, 33. Bd., S. 288.
[6]) Monumenta Boica, XXVIII., 2, S. 5, 459. — Zeitschrift für das Realschulwesen, 12. Bd., S. 65.
[7]) C. d. M., III., 155.

an das mittelhochdeutsche sâze: Lagerstätte eines Hasens[1]) erinnert? —

Von nachhaltigster Bedeutung war es, dass Přemysl Ottokar II. dem Heinrich von Lichtenstein[2]) im Jahre 1249 das Dorf Nikolsburg: Niklasburg, bis um diese Zeit Wilhelm von Dürnholz: Dyrnholz gehörig, nach deutschem Rechte zuwies; denn schon 1332 gehörten fast alle Orte der unmittelbaren Umgegend, wie sie am rechten Thajaufer liegen und von Nikolsburg bis Eisgrub sich erstrecken, Hartnit von Lichtenstein. Und dass man es mit denselben als mit deutschen Siedelungen zu thun hat, erhellt aus dem oben Gesagten, soviel Bergen, Pardorf, Pulgram, Neudek und Eisgrub betrifft, während hinsichtlich der Orte Voitelsbrunn: Foydesprun, Milowitz, das 1298 Seifried der Waise durch Kauf erworben hatte,[3]) ferner der Dörfer Wisternitz, Muschau, des Marktes Tracht und des heute verschollenen Maydberch, „daz da leit auf dem Wasser Tei", erst jetzt im Jahre 1332 von der Ausstattung mit dem deutschen Rechte, dessen sich dieselben jedoch „von alter her" erfreuten, die Rede ist.[4])

Dürnholz hat schon frühzeitig eine ganz deutsche Namensform: Dyrnholz, Durrenholtz, in der das zugrunde liegende slavische trnu: Dorn, Dornstein bald verschwunden ist; ebenso führen die bekannten Herren von Dürnholz ausschließlich deutsche Namen, wie: Wilhelm, Ulrich und Konrad.[5]) Als im 14. Jahrhundert Heinrich von Warthenberch hier ansässig wurde, überließ er seinem Bruder Gutenwelt und Neuzydel: Neusiedel,[6]) dessen bereits im Jahre 1271 Erwähnung geschieht, indem die Brüder Ruemhard und Wichard als Zeugen gelegentlich der Schenkung des Wilhelm von Auspitz an die Hohenauer Johanniter erscheinen.[7])

Um die Verbreitung des Deutschthums in Südmähren erwarb sich ferner der deutsche Ritterorden vielfache Verdienste. So besaß er seit 1222 Hosterlitz: Hostheradic,[8])

[1]) Benecke, Müller und Zarnke, Mittelhochdeutsches Wörterbuch.
[2]) Erben, II., 31, 477.
[3]) Erben, I., 577.
[4]) Erben, I., 784.
[5]) C. D., VI., 334.
[6]) Erben, II., 311, 450.
[7]) Landtafel, I. Bd., Lib. IV., 8.
[8]) Emler. II., 291.

welches im Jahre 1238 der Sitz einer einflussreichen Commende wurde;[1]) um die nämliche Zeit erwarb der Orden auch in Urbau: Wirbaw Aecker und Weingärten. Ungewiss ist jedoch, seit wann ihm Gurdau: Gurdey, in welcher Form es 1367 das erstemal auftritt, gehörte;[2]) damals erwarben eben hier die Ritter einen halben Weinberg.

Von besonderem Interesse ist die Trennung des heute verschollenen Dorfes Croulz von der Ballei Mährens und dessen Zuweisung zur Ballei Oesterreichs. Es geschah dies, wie ausdrücklich bezeugt ist, wegen der leichteren und bequemeren Ansiedlung von Leuten aus dem benachbarten Oesterreich, wo sich dieselben durch Häuserbau dem Orden recht zweckdienlich erwiesen.[3])

Auf österreichischen Einfluss lässt auch schließen, dass Ottokar II. den Cistercienserin in Heiligenkreuz die Einkünfte Höfleins: Hoflin[4]) zuwies (1256). —

Hinsichtlich der anderen Orte dieser Umgebung verräth deren Namensform, wessen Ursprunges sie sind. Charakteristisch ist an einigen, dass sie an deutsche Personennamen auffallenderweise erinnern. So zunächst Miezmanns: Uzmanns,[5]) das, wie diese älteste Namensform aus dem Jahre 1230 andeutet, als Gründung eines Utzmann erscheint. — eine Zusammensetzung aus Utz: Uto und Mann, die häufig vorkommt, um dem zur Einsilbigkeit verkürzten Namen wieder „Kraft und Haltung" zu geben. Im nämlichen Jahre ist das erstemal auch noch die Rede von dem, was Herkunft betrifft, ebenso zweifellosen Wolframitzkirchen: Wolframeskirchen,[6]) als dessen ältesten Insassen wir einen sicheren Hildebrand kennen. Die Dörfer Taswitz: Tassowice und Waltrowitz: Walterovich, seit 1238 und 1243 bekannt,[7]) haben ihre Benennung von den Personennamen Walter und Tasso, und es liegt die Annahme allzu nahe, dass der aus dem Jahre 1055 bekannte Znaimer Stadvogt Tasso[8]) die nach ihm benannte Ansiedelung

[1]) Notizenblatt, 1860. S. 9 ff.
[2]) C. d. M., II., 321.
[3]) C. d. M., X, 7.
[4]) Erben, II., 323.
[5]) Erben, II., 46.
[6]) C. d. M., II., 218.
[7]) C. d. M., II., 218.
[8]) Erben, I., 184, 520.

Tasswitz ins Leben rief. Auch in Bezug auf Rausenbruck: Rausenpruk wird man die Erklärung gelten lassen, dass dessen Bestimmungswort auf den alten Personennamen Hruodulf: Ruzzo zurückgeht, woraus nach dunkel gefühlter Analogie ein Rauße, Raus[1]) hervorgieng. Der Ort erinnert also an eine Brücke, die entweder von einem Ruzzo errichtet oder einem Manne dieses Namens lehensweise überlassen wurde. Hinsichtlich Pöltenbergs[2]) besteht schon gar kein Zweifel über seinen deutschen Ursprung; denn nach dem Namen des heil. Hypolit, dem zu Ehren auf deutschem Boden viele Klöster und Kirchen errichtet wurden, zu schließen, scheint es gleich St. Pölten in Niederösterreich als deutscher Ort entstanden und ein uraltes Denkmal deutscher Einwirkung auf Mähren gewesen zu sein Als dieses bezeichnet es auch jene Schenkungsurkunde[3]) des Jahres 1229, wonach König Ottokar und Gemahlin Constanze dem Probste Wibert Kovernich: Kaidling nach deutschem Rechte verliehen.[4])

Ortsnamen, die dagegen von besonderen Eigenthümlichkeiten der Umgegend ihre Benennung erhielten, sind: Kallendorf: Quallendorf,[5]) 1279 das erstemal genannt, weist im Bestimmungsworte auf das mittelhochdeutsche quale: Quelle hin. Die Namensform Tajaz: Tige, Deiaz, die bei ihrer absonderlichen Schreibung die Erklärung erschwert und zu allerhand Vermuthungen Veranlassung gibt, ist zweifelsohne eine Anlehnung an den Namen des benachbarten Flusses Thaja und von altersher eine alte deutsche Siedelung. Daher kommt es auch, und es ist kein Zufall, dass die ältesten überlieferten Tajazer Personennamen ausschließlich deutsch lauten, indem im Jahre 1171 von einem Markwart: Marchwardus de Tige,[6]) 1279 von dem Pfarrer Theoderich und einem weltlichen Herrn mit dem echt bajuvarischen Namen Hirzo: Herizo[7]) die Rede ist. Schallersdorf: Schalichdorf,

[1]) Steub, Oberdeutsche Familiennamen, 46 ff.
[2]) C. d. M., I., 133.
[3]) Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, 1849, S. 14. — Kämmel, Die Entstehung des österr. Deutschthums, 251. Anm. 1.
[4]) C. d. M., II., 207.
[5]) Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, 1857.
[6]) Lexer, Mittelhochdeutsches Wörterbuch. — Erben, 506.
[7]) Meiller, a. a. O., S. 50, und Erben, II., 506.

Schaliczdorf,[1]) das man jedoch erſt ſeit 1307 kennt, und welches mit dem mittelhochdeutſchen ſalche: Sahlweide[2]) zuſammengeſetzt iſt, bedeutet „Sahlweidendorf".

[1]) Emler, 930, 932.
[2]) Buck, a. a. O., 226. — Lexer, a. a. O.

Unſere Gegend.

Feuilleton aus dem „Peſter Lloyd“
von
Ludwig Heveſi.

Es war die bekannte Anzahl von Graden über Null. Der bekannte Steinhaufen an der Donau glühte in allen Nuancen von Weiß. Ich brauchte wieder einmal Gegend. Nicht Landſchaft, denn die erquickt nicht. Landſchaft iſt zwar auch einmal Gegend geweſen, aber der Menſch hat ihr das abgewöhnt. Wenn man eine Gegend gewohnheitsmäßig malt, photographiert, beſchreibt, oder mit der lauten Allerweltszunge herkömmlich bewundert, dann wird ſie eine Landſchaft. Was im Bädeker mit großer Schrift gedruckt iſt, iſt Landſchaft; die eingeſchobenen Petitnotizen ſind Gegend. Landſchaften ſind Reiſeziele, Gegenden gehören zum Vorbeifahren. In einer Gegend ſteigt der reiſekundige Culturmenſch nur aus, wenn er dort Geſchäfte hat. Maler, ja, die ziehen eine Gegend der Landſchaft vor. Beſonders Landſchaftsmaler. Was haben ſie davon, längſt ausgeſchrotete Flüſſe zwiſchen abgedroſchenen Hügeln mit übertragenen Burgruinen noch einmal aufzumalen? Generationen nacheinander haben ſie auf- und abgemalt, auf- und abwandernd in den als maleriſch, d. h. malenswert, d. h. verkäuflich anerkannten Theilen der Geographie. Welcher Maler, der angeſehen werden will, wird heute die Schweiz malen? Die iſt für fünfzig Jahre zugrunde gemalt. Ueberhaupt Alles, was man früher „pittoresk“ nannte. Ein Fjord von Norman treibt einen heute aus dem Zimmer; eine rieſige „Jungfrau“ von Calame macht den Eindruck eines Placats der Jungfraubahn, deren Fahrordnung man nur noch mitten in die Schneemaſſen hineinzurubricieren brauchte. Alle dieſe Dinge ſind auf die Walze der Drehorgel gelangt und von ihr plattgewalzt; platte Hochgebirge. Nichts Flacheres heute, als das Erhabene unſerer Eltern. Ein wirklicher

Künſtler malt keine Landſchaft, höchſtens eine Gegend. Die poſiert nicht, wie ein Berufsmodell, ſondern muſs erwiſcht werden, von einem, der's verſteht und ſich ſeine Stunde abzupaſſen weiß. Und wie ſchön iſt die Welt dadurch geworden! Sie wimmelt geradezu von entzückenden Motiven, die man früher gar nicht ſah. Für die meiſten Menſchen iſt aber der Unterſchied zwiſchen Landſchaft und Gegend noch ein ganz anderer. Landſchaft gibt es für ſie nur im Ausland, das Inland iſt durchaus Gegend. Davon macht man kein Aufhebens, dahin bekommt man ja ſogar Freikarten, . . . wenn man einer von denen iſt, die Freikarten bekommen. Dahin braucht man gar keinen Koffer, eine Reiſetaſche thut's auch. In eine Landſchaft ohne Grenzreviſion, in eine bloße Gegend!

In ſolchen ebenerdigen Betrachtungen fuhr ich an jenem Morgen an jener Eiſenbahn in die Gegend hinaus. Es fuhren auch bloß Leute mit, die „in der Gegend" zu Hauſe waren. Kein einziger Koffer, nichts als Nachtſäcke und Plaidtaſchen. Ein eigenthümlich beſchwichtigendes Gefühl, daſs man nicht Gefahr lief, plötzlich in einen Andreas Achenbach hineinzugerathen, den man einmal in der Zeitung vermöbelt hat, oder in einen Otto Strützel, der einen haſst, weil man ihn für keinen Fortſchritt hält. Die Stunden vergiengen unglaublich ſanft, rechts und links nichts als watende Ernten, und die Kopftücher von Viertelſtunde zu Viertelſtunde immer bunter. Die Namen der Stationen klangen ſeltſam bekannt, meiſt aus der Rubrik „Gerichtsſaal", und weckten mir halbdunkle Erinnerungen an denkwürdig gebliebene Raubmorde „auf der Reichsſtraße".

Plötzlich kamen wir irgendwo hin. Wir fuhren über eine gewaltige Eiſenbahnbrücke, die in ſchwindliger Höhe von Hügel zu Hügel gieng. Unter ihr ein Fluſs, der ſich durch ein tiefes Thal wand. Jenſeits tanzte eine Hügelſtadt windſchief heran, ein ganzer Berg, mit rothen Dächern, ſpitzen Thürmen, grünen Gärten, gelben, blauen, weißen Häuſern beſtreut, unregelmäßig, zwiſchen alten Baſteien hie und da ein alter Schwedenthurm oder ſo was . . . Ich ſtieg unwillkürlich aus und ſetzte mich in einen Omnibus. Der fuhr zu einem Gaſthof, der ſich nach mehreren Kaiſerkronen betitelte. Ich nahm ein Zimmer und fragte dann: „Wie heißt dieſer Ort?" Der Zimmerkellner wunderte ſich ein wenig und ſagte: „Znaim".

Ach ſo, Znaim! Das iſt keine Kunſt. Der ganze Theodor von Hörmann fiel mir ſofort ein. Darum alſo hat er hier

gewohnt, in dieser „Gegend", der merkwürdige Landschaftsmaler . . . Znaim! Wenn man das Wort ausspricht, hat man einen feinen hellgrünen Geschmack auf der Zunge, eine Ahnung von berühmter Gurke. Die Milchsäure der frommen Denkart . . . Wie kann man so ein Pech haben, wie dieses Znaim? Läge es an der Mosel, oder auch nur an der Elbe, dort wo die sächsischen Schweizer das Caffeeblümchen im Knopfloch tragen, so wäre es ein Brennpunkt des Touristenverkehrs. Warum liegt es nicht in Dänemark? Es hieße dann jedenfalls die dänische Schweiz. Wäre es in Italien oder den Niederlanden, so könnte es von den Hochzeitsreisenden allein fett werden. Seine Gurken würden sich vor Berühmtheit in Zuckermelonen verwandeln.

Eine reizende Gegend! Auch die Stadt ist Gegend. Sie klettert fortwährend den Berg hinab und dann wieder herauf. Auf dem Pflaster liegt eine wahre Sonntagssonne und am Marktbrunnen hantieren weibliche Wesen in Weiß und Roth von jenem eigenen slavischen Stich, der von Wilna bis Saloniki reicht. Dieses Roth kommt nur in Hausindustrien von Vegetariern vor; es erinnert nicht an Blut, sondern an Himbeeren und die rothen Backen von Aepfeln. Ich schrieb unverzüglich eine Ansichtskarte, deren Text mit den classischen Versen begann: „Wo die Hanakinnen sich runden, hab' ich mein Glück gefunden." leider ist mir das Uebrige nicht mehr erinnerlich. An verschiedenen alten Hausthoren im Barockstil stehen noch allegorische „Hoffnungen" und „Wohlfahrten", die den Balkon tragen; sie sind augenscheinlich den Mägdlein am Marktbrunnen nachempfunden. Sogar eine Eva mit ihrem Adam hält einen Balkon; sie sind in das Blatt des Gurkenbaumes gekleidet. Was in diesem unbeachteten Provinzstädtchen für gute alte Bausachen vorkommen, so in aller naiven Ungeschicklichkeit, das ist addierenswert. Warum hat man noch keine „Geschichte der Provinzkunst" geschrieben? Natürlich hat Znaim auch einen „modernen Stadttheil" und ist stolz darauf. Lauter Wiener Schulrenaissance, wie man sie hier in den staatlichen Eintrichterungsanstalten Jahrzehnte lang fabriciert hat, auch für den Provinzbedarf. Das alte Znaim ist reizend, das neue ist fast so „elegant", wie Währing und Meidling.

Die ganze Flussseite des Stadtberges ist in einen Park verwandelt, bis an den Fluss hinab. Reizende Punkte. Jenseits steigt ein anderer Berg auf, mit einem Klostergehöfte oben.

Wenn die Sache nicht so grün wäre, könnte man sich in Toscana glauben, in der Gegend von Siena zum Beispiel. Ich ernenne Znaim taxfrei zum mährischen Siena. Und der Fluss unten ist nichts Geringeres als die Thaja. Die berühmte Thaja, die der liebe Gott geschaffen hat, um einigen Wiener Aquarellisten — leider von der Lichtenfelsschule — Wasser zu liefern für ihre Wasserfarben, aber erst weiter unten, bei Lundenburg. Sie haben sie noch immer nicht ausgeschöpft. Hier oben in Znaim war nur Hörmann, und der malte „Gegend", private Anblicke, für ihn allein und für die Leute, die nach seinem Tode bei der Versteigerung darauf bieten würden. „Auf Erleben", wie die Assekuranzleute sagen, malte er nicht.

Unten im engen Thale ist es reizend. Die Thaja macht ein S nach dem anderen; der einzige Buchstabe, den sie schreiben kann. Sie vergönnt sich auch Landzungen, hie und da eine Wehr, eine Schwimmschule. Und alles ist grün; zehnerlei Grün; hohe Alleebäume, Querthäler, in welche die grauen Bastionen niederschauen. Dort unten ist der allgemeine Spaziergang, die Thaja hinan und hinab. Ein Wirtshaus mit einem grimmigen Namen; Bärenloch oder so was.

Ich ging aber die Thaja hinab, zum „Fasching". Ich hatte das immer für ein Gut bei Znaim gehalten, denn von dort pflegte Hörmann seine Briefe an mich zu adressieren. Jetzt sah ich, dass es ein Kaffeegarten ist und sein Besitzer Fasching heißt; sogar in den Fasten soll er die Carnevalslaune soweit treiben. Das Anwesen liegt fast schon im Schatten der thurmhohen Eisenbahnbrücke. Man kommt durch die lange, lange Lederergasse dahin, längs der Thaja. Wenn in Wien eine Gasse Lederergasse heißt, so bezieht sich das gewiss auf Lederer im sechzehnten Jahrhundert, die in jener Stadtgegend duftig gewaltet. In Znaim walten sie noch jetzt, Haus für Haus, und bis man durch diese Gasse und ihren Gerbergeruch durch ist, hat man die Lunge so ziemlich lohgar. Und dann kommt man an jenen altväterischen Garten, rechts unten am Fluss. Eine schmale, steile Stiege führt hinab zu einem Pförtlein, über dem der „Fasching" in uralter, regenverwaschener Schrift gerade noch zu lesen ist.

Unten ist es reizend vormärzlich. Mit einem Bischen Vorsintfluthlich gemischt. Ein uraltes Weiblein humpelt am Stock herum, das ist die alte Frau Fasching, die Seele dieser Niederlassung. Sie ist voriges Jahr gefallen und kriegt das

Hüftgelenk nicht mehr in Ordnung, daher die Schwierigkeit, vom Fleck zu kommen. Aber ihrer guten Laune schadet das nicht, und tüchtig und gescheidt ist sie nach wie vor. Sie sind wohlhabende Leute, mit Grundbesitz und ich weiß nicht, was für Betrieben. Die Wirtschaft führen sie, weil sie sie halt immer geführt haben; es gehört so dazu. Im Garten stehen die roth-weiß gedeckten Tische. Die Kähne für Kahnfahrten liegen unmittelbar an; ein Brettchen im Wasser ist die ganze Landungsbrücke. Zwei große kahle Wohnhäuser stehen halb im Garten. Ein Stockwerk des einen hat Hörmann jahrelang bewohnt; in dem anderen, das ganz im Garten steht, war sein Atelier. Man erkennt die Stelle sogleich, denn dieses und jenes Detail hat man von ihm gemalt gesehen. Ein struppiges Hausgärtchen zum Beispiel mit einem Dickicht ungepflegter Blumen; solches Zeug hat er wiederholt abgeschrieben, Stengel um Stengel. Der alten Frau geht es sehr nahe, dass Hörmann so bald gestorben ist. Auch die Ansässigen ringsum wissen viel von ihm zu sagen. An dieser und jener Straßenecke fiel mir dieses und jenes Bild in seinem Nachlass ein. Die Trafikantin nebenan wusste noch den Fleck zu zeigen, auf dem er beim Malen gestanden. Ihr Mann natürlich nicht, der erkundigte sich erst bei seiner Frau. Hörmann sollte in Znaim eine Denkbüste stehen haben.

Ich fuhr dann von Znaim nach Frain. Das sind etwa zwei Stunden zweispänniger Fahrt. Reizend. Hochrückiges Land, mit langen Linien hinter einander. Alles noch auf dem Halm, dazwischen in ganzen Tafeln ein flimmerndes Gemisch von Blau und Roth, Kornblumen und Mohnblumen. Wenn einer das malt, schreien die Philister: „Secessionist“! und halten es für „übertrieben“. Als ob es in der Kunst Uebertriebenes gäbe. Die Natur ist das Uebertriebenste und der Mensch steckt immer willkürliche Zeichen auf: „Bis hieher ist wirkliche Natur, dann kommt Auswuchs.“

Auf der Fahrt lugt man unwillkürlich nach den langen Hügelrücken in der Ferne, mit ihren zahllosen Streifen von Culturen, in den verschiedensten Farben. Die hat Hörmann mit solcher Wonne in seine Hintergründe gestrichen. Nur sein heftiges Roth fehlt, das seiner berühmten Esparsettenfelder. Werden wohl schon abgeblüht haben.

Dann senkt sich die Straße in neuen Serpentinen jäh abwärts. Man steigt wieder ins Thajathal hinab, an einer anderen Stelle. Der Fluss hat eine solche Schlangennatur,

dass er immer wieder entschlüpft und gehascht werden muss. Unten liegt der Markt Frain. Man glaubt an der Mosel zu sein, wo sie am allerschönsten ist. Frain ist eine Perle von Gegend. Wenn Mähren einmal zu den Reiseländern gehören wird, dürfte dieser Winkel eine Goldgrube werden. Jetzt ist er Sommerfrische, im Sommer überfüllt von Landesgerichtsräthen, Professoren, Aerzten, Beamten und anderen Ferienmenschen aus Prag, Brünn, Olmütz und sogar einigen Bezirken Wiens. Sehr billig natürlich; Wohnungsnoth natürlich. Eisenbahnverbindung dringend nothwendig.

Die Thaja macht da im Thale eine große Schleife, die eine Halbinsel abschneidet. In dieser steht ein stiller Felsberg, ein Cap aller guten Hoffnungen. Auf diesem Berg steht aber ein großartiges Schloss aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Das schaut von oben herab, und weithin ringsherum, in seiner blendenden Weißheit, wie sie der Barockstil ins grüne Land zu stellen pflegte. Ein Decorationsstück aus einer Feerie. Und unten der freundliche Ort am grün schattenden, weiß glitzernden Gewässer, das mit Forellenhurtigkeit dahinläuft, bis es in einer schattigen Bucht entschlummert.

Ich ging ins Schloß hinauf. Es gehört einem Grafen mit polnischem Namen; früher gehörte es verschiedenen Fürsten und Grafen mit italienischen, böhmischen und deutschen Namen, die nach der Wallensteinzeit klingen. Sie sind, nebst Jahreszahlen, auf einer großen Steinplatte in einer Façade verzeichnet. Ein weitläufiger, geometrisch hinquadrierter Bau, mit Flügeln, die eine geräumige Schloßterasse zwischen sich fassen. Ueber ihre Balustraden hinab die herrlichste Aussicht. An der Treppe zum Haupteingang zwei steinerne Giganten von demselben Matthielly, der die Herkulesarbeiten in der Wiener Hofburg ausgehauen hat. Eigentlich sind es zwei Gruppen: Aeneas trägt seinen Vater Anchises aus Troja und Herkules erwürgt den Antäus in der Luft. Der Schlossverwalter staunt, dass ich das auf den ersten Blick weiß, ehe er den erklärenden Mund aufthut. Der Mann kennt offenbar das Piaristengymnasium zu Budapest nicht, dem ich meine Gelehrsamkeit verdanke.

Das merkwürdigste am Schlosse ist aber der Saalbau. Das ist ein ganzes, besonderes Gebäude, hart am Schlosse, mit einem Durchgang hinüber. Man will durchaus, dass es Fischer von Erlach gebaut haben soll, und genial genug ist es dazu. Das waren richtige Barock-Herrschaften, die ein Vermögen ausgaben,

um einen solchen Saal — nichts als einen Saal nebst Vorsaal — auf einen Berg zu stellen, zu dem Uebrigen. Und was ihre Baumeister für Einfälle hatten. Der Saalbau steht nach allen Seiten frei, wie eine thurmlose Kirche, unter seinem kolossalen Mansardendach, das ringsum von ovalen Fenstern, den oeils-de-boeuf, durchbrochen ist. Da waren Stützen gegen Winterstürme erwünscht. Der Baumeister baute also rechts und links zwei Widerlager, und zwar in Form von zwei großen Triumphbogen, und zwar Bogen von altrömischen Ruinen, mit kassettierten Wölbungen, Steinfiguren u.s.f. Sie wirken zugleich als zwei kurze Flügel des Saalbaues. Das ist eine glänzende Idee. Der Saal selbst ist eliptisch, desgleichen seine gewaltige Kuppel, die innen ein einziges Farbengewimmel ist. Rottmayer hat sie mit allegorischen Fresken ausgemalt, wie so viele Kapitelsäle in österreichischen Stiften. Die erwähnten Ovalfenster oben sind ringsum so in das Gewölbe eingeschnitten, daß sie mit ihren Axen auf den Mittelpunkt des Saales convergieren. Alles Licht fällt in dreißig Garben auf den Tisch des Hauses. Obenherum geht natürlich eine Galerie, und zwar in lauter Durchbrüchen durch alle die Pfeiler, wie in der Peterskirche zu Rom. Es lag damals eine colossale Ueberlieferung in der Luft. Frain in Mähren zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, das war das Ende der Welt. Unerreichbar. Touristen gab es nicht. Der Kleinkönig des Provinzwinkels baute sich das über den Köpfen seiner Unterthanen, um andere Kleinkönige zu bewirten und unter ihnen groß dazustehen. Er baute eine Erbschaft hinein. Warum nicht? Bei der nächsten Wallensteiu-Geschichte kam ja ein neues Revirement von Gütern. Der autochthone Temperamentsmensch, d. h. Empörer, wurde entgütert, der eingewanderte Italiener, Wallone, Spanier erhielt für seine kluge, nüchterne Kaisertreue confiscierte Besitzungen. Dieses Mittelalter währte bis zur französischen Revolution. Von da an nahm der Erwerb bürgerliche Formen an. Es wurden aber auch keine solchen Saalbauten mehr gebaut; die Räume der Schlösser füllten sich mit gemessenen Empiremöbeln und zu Füßen der alten Oelbildnisse reihten sich schließlich von Etagère zu Etagère ungezählte Photographien aus Verwandtschaft und Bekanntschaft. Wie sich das ausnimmt in einer Villa Palladio's mit Fresken von Paolo Veronese, oder auch in einem solchen Schloss über der Thaja.

Der Heidentempel, ein in Stein ausgeführter Halgadom.

Sehr schätzenswert ist die Monographie des Herrn Professor Wisnar über unseren Heidentempel in Heft 10 der Heimatskunde des polit. Bezirkes Znaim. Der Bau wird dort als eines der ältesten Denkmale Mährens aus frühchristlicher Zeit hingestellt.

In der That stammen diese Rundbauten aus jenen Zeiten, wo das ersterbende Heidenthum mit dem aufstrebenden Christenthume um die Herrschaft rang. Sie sind wohl im allgemeinen sehr selten, in unserem Bezirke aber verhältnismäßig häufig vertreten. Ich erinnere nur an die Rundthürme in Frain, Erdberg, Groß-Olkowitz in Mähren, an Pulkau, Hardegg, Gars in Niederösterreich, an Ueberreste solcher Baue im Mauerwerk der Thürme in Schattau oder Rausenbruck. Wo immer sie aber auch auftreten, sind sie ein Zeichen und ein Bürge germanischer Besiedelung jener Landschaft. Sie sind immer an der Stelle altgermanischer Cultstätten aufgeführt, was die Nachgrabungen an Ort und Stelle beweisen, und haben im Laufe der Zeiten ihre ursprüngliche Bestimmung als Kapelle oder Erstlingskirche eingebüßt. Es wurden ihnen die untergeordneten Bestimmungen als Karner (Beinhaus) Schloßkapelle (z. B. in Znaim) oder später wiederhergestellte Heiligenkapelle (z. B. in Erdberg) zugewiesen. Man reiht sie ein unter die Baudenkmale romanischen Baustiles und mancher von ihnen, wie z. B. der Karner zu Tulln an der Donau ist auch gewiss römischen Ursprungs, doch muss man es auch gelten lassen, dass der germanische „Halgadom" das Vorbild für solche Baue sein konnte. Die Germanen haben nämlich in dem ausschließlich der Gottheit geweihten Innenraum der heiligen Haine einen Rundthurm aus

Flechtwerk aufgeführt, der einer dachlosen Rundkapelle nicht unähnlich war. Dieses Flechtwerk nannten sie Halgadom (Heiligthum). Der Halgadom mag in jener oben erwähnten Zeit das Vorbild zu den Rundkapellen gegeben haben, so dass ein Bau wie der Heidentempel ein in Stein ausgeführter Halgadom genannt werden kann. Weil solche Rundthürme nur in deutschen Gebieten vorkommen, so bilden sie direct einen Beweis der Ursiedelung des Germanenthums in solchen Gebieten. Jene Bildercyclen aus den Reihen der Przemysliden in unserem Heidentempel stören uns hiebei nicht im geringsten und entkräften unsere Folgerungen nicht im entferntesten. Sie sind eben spätere Ausschmückungen des Raumes nach der Natur des zufälligen Eigenthümers.

Solche Halgadome baute man in der Urzeit auch für die Schicksalsgöttinnen oder Nornen und sie dienten auch zu priesterlichen Verrichtungen. Nach Guido Liſt waren sie oft mit Erdställen verbunden. Wenn man auch diese Erdställe beim Heidentempel heute nicht mehr im ganzen Umfange nachweisen kann, so spricht das Volk doch heute noch von einem unterirdischen Gang, der die Znaimer Burg mit dem Pöltenberg verband. Immer findet sich in der Nähe eines steinernen Halgadoms, vom Volke gewöhnlich Heidenthurm oder Heidentempel genannt, die neuere Kirche. Dies trifft auch bei unserem Heidentempel zu. Gar oft mag ein solcher Rundbau unmittelbar an die Stelle des zertrümmerten heidnischen Heiligthums getreten sein. Dass an Stelle unseres Heidentempels eine prähistorische Malstatt war, beweisen die zahlreichen Funde, die einen ungleich längeren Zeitraum zurückreichen, als der Zeiten Lauf sich abrollte, seit das Licht des Christenthums auch die finsteren Felsenhänge der vom Wald gekrönten Thajaufer durchblinkte. Dies kann man für das 10. Jahrhundert ansetzen. Aus der stattlichen Reihe der beim Heidentempel gemachten prähistorischen Funde, wähle ich nur die wichtigsten: Massenfund von 70 offenen großen Bronceringen, darunter ein guterhaltener, sogenannter Schleifenring aus zinnarmer Bronce, welcher die Gleichzeitigkeit der unteren Culturschichte mit dem bronzezeitlichen Vorkommen darthut. Man fand auch „Beugen", Ringe, die an Geldesstatt gegeben wurden. Auch verschiedene Kupferwerkzeuge, Thongefäße, Gefäßscherben, Wirtel, Stein- und Thonkugeln, Broncereifen, Meißel, Knochenwerkzeuge, solche aus Horn und Geweihen, Steinwerkzeuge wurden vorgefunden. Die mächtigen

Lagen der Abfälle und der Asche lassen auf eine sehr frühe Besiedelung der Stätte schließen.

Wenn Dr. Much in Znaim eine Steinzeitansiedelung nachgewiesen hat, und so manches schöne Stück aus der Steinzeit in der Nähe des Heidentempels gefunden worden ist, so ist es angesichts der für eine Ansiedelung günstigen Lage des Erdeinschnittes unter dem Heidentempel (alte Stadt) geradezu sicher, dass hier die erste Ansiedelung von Menschen in dieser Gegend überhaupt war. Aber sobald sich irgend nur ein Gottesbegriff bei diesen Wesen entwickelt hat, mag schon an der Stelle des Heidentempels das erste Opfer, und sei es ein Menschenopfer gewesen, von feurigen Zungen gegen den Himmel gehoben worden sein. Diese Cultstätte mag dann der halbwilde Waldbewohner den keltischen Stämmen und diese den Germanen überlassen haben. So sind wieder tausende von Jahren dahingegangen, bevor der erste Germane vor diesem, seinem Heiligthum den Schwurring anlegte.

Und nachdem Wuotans Macht durch das Christenthum niedergerungen worden war, fügte man Stein auf Stein zum steinernen Halgadom, der St. Katharinen geweiht wurde.

Jahrtausende stieg von dieser Stätte in verschiedenen Sprachen, zu verschiedenen Göttern Opfer und Gebet empor. Doch kein Gottesdienst ließ sichtbarere Spuren als Zeugnis der Jahrtausende zurück, als der Gott der Deutschen. Deshalb verzaget nicht, Ihr Deutschen, dieses älteste Wahrzeichen der Stadt, der Heidentempel, gibt Zeugnis, dass dieser Boden deutsches Urgut ist, an Euch liegt es, dies zu halten! So sprach zu mir mein Bruder Munin, als er voll Verdruss einen Augenblick auf des Königsstuhls ragender Höhe, müde von Wuotans Kundschafterdiensten ausruhte, die er gelegentlich der Ausgleichsconferenz machen musste.

Hugin.

Vom „großen Unbekannten“.

(Charles Sealsfield)

Gut lebt sichs bei den ritterlichen Mönchen vom rothen Stern im Kreuzherrenkloster an der Steinernen Brücke in Prag, denn es bläht sich auf den Küchenschüsseln nicht der Stockfisch wie bei den Bettelmönchen, sondern der rosenfarbige Lachs und der buntgesprenkelte Schill. In den saalartigen Küchen des Klosters tummeln sich gerötheten Antlitzes feiste Köche umher, umplänkelt von hübschen Bürgermädchen, welche es nicht verschmähen, sich in diesen wirtlichen Räumen, die eine Art Hochschule der Kochkunst darstellen, in der letzteren zu vervollkommnen. Was die Güter, die der Orden besitzt, an Rehen und Fasanen, an Rebhühnern und Hasen, an Karpfen, Hechten und Lachsen, Forellen und Krebsen liefert, wandert in diese Küchen. Aber so gut man auch im Prager Kreuzherrenkloster leben mag, so hat es doch zu allen Zeiten Männer gegeben, welchen die comfortablen Räume desselben zu Kerkerzellen wurden, aus welchen sie sich herausschnten, weil eben das handwerksmäßige Mönchthum trotz des ihm anklebenden Wohllebens Herz und Geist nicht auszufüllen im Stande war. Die Sache erklärt sich leicht. Die Intelligentesten unter den jungen Leuten, die ihr Zukunftsheil in der Abgeschiedenheit einer Klosterzelle suchen, wenden sich dem ritterlichen Orden zu, dessen äußerer Apparat schon etwas Bestrickendes hat. Der rothe Stern auf der Brust, das Barrett in der Hand kleidet gut, und wenn der Ordensgeneral am Feste der Auferstehung schwertumgürtet, behelmt, die Brust umpanzert, das Hochamt liest, so übt dieser Pomp auf jugendliche Gemüther eine besondere Anziehungskraft aus. Auch Du kannst einmal als General schwertumgürtet dastehen, spricht es in der Brust des ehrgeizigen Novizen, der sich halb hingezogen fühlt und halb hinsinkt und seine Zukunft dem Orden verschreibt, der ihm dann nicht immer hält, was er ihm versprochen hatte. Dann kommt der Zweifel, kommt die Reue, und so sind sie eines Tages fortgegangen, um nicht wiederzukehen, die beiden berühmten Mönche, welche dem Prager Kreuzherrenkloster

das Renommé verschafft haben, dass es Capacitäten wohl an sich zu ziehen, aber nicht zu fesseln, nicht festzuhalten verstehe. Es sind dies Karl Postel, berühmt als Charles Sealsfield und der tschechische Politiker Smetana. Zuerst verschwand auf diese Art in den ersten zwanziger Jahren der große Unbekannte, der als Mönch Postel hieß. Eines Tages gieng er aus der schmalen Hinterpforte heraus, die sich noch damals an der Stelle befand, auf welcher heute das Kreuzherrenbräu steht, und im Kloster hörte man nie wieder etwas von ihm. Für die Welt und für seine nächsten Angehörigen blieb er für immer verschollen. In Prag, wo eine Nichte von ihm an einen der reichsten und angesehensten Kaufleute verheirathet war, wie in dem kleinen mährischen Dorfe Poppitz bei Znaim, in welchem seine Wiege gestanden, galt er für ein verlorenes Weltkind, das sich in den Strudel des Lebens gestürzt hatte und in demselben umgekommen war. Dass ihn der Banquier Lämel mit Geld und der Gubernialvicepräsident mit einem Passe ausgestattet, blieb für alle Welt ein Geheimnis. Da starb eines Tages um die Mitte der sechziger Jahre in Solothurn ein berühmter Schriftsteller, der daselbst durch nahezu zwanzig Jahre ein von aller Welt abgewandtes Einsiedlerleben geführt hatte. Man hatte bis dahin nicht einmal gewusst, ob er ein Engländer oder ein Deutscher gewesen, und von der Vergangenheit des literarischen Eremiten war auch nichts bekannt geworden, als dass er sich in Solothurn sesshaft gemacht, in Amerika aufgehalten habe. In Amerika, das er kreuz und quer durchstreift haben musste, so genau kannte und schilderte er das Leben daselbst in den transatlantischen Reiseskizzen, die den Grundstein zu seinem Ruhme gelegt, hatte eine Reihe brillant geschriebener Werke das Licht der Welt erblickt, die den Namen Charles Sealsfield bald in alle Welt trugen. Englisch geschrieben, wurden Sealsfields Werke bald ins Deutsche übertragen, und gegen das Ende der dreißiger und im Anfange der vierziger Jahre gab es in der gebildeten Welt nicht leicht einen gefeierteren Autorennamen, als den des „großen Unbekannten". Nach dem Jahre 1848 gerieth dieser Name in eine gewisse Vergessenheit, bis der Tod des Einsiedlers von Solothurn ihn aller Welt wieder in Erinnerung brachte. Und im Nachlasse des berühmten Mannes fand sich ein seltsames Testament. — Der Verfasser der transatlantischen Reiseskizzen setzte die Familie Postel in Mähren zum Erben ein. Das Testament lüftete den Schleier von einem sorgfältig gehüteten Geheimnis — man wusste mit einemmale im Prager Kreuzherrenkloster, wohin vor 40 Jahren (1822) der Mönch Postel verschwunden sei, als er des monotonen Klosterlebens überdrüssig geworden war und sich in den Strudel des Lebens gestürzt hatte.

Die Erlösung einer Seele aus dem Fegefeuer.

Eine Klostergeschichte, welche sich im Jahre 1697 in Znaim zugetragen hat.

(Archivum conventus Znojmensis 1745.)

Die Geschichte spielt im Minoritenkloster — stand zwischen dem heutigen Gymnasium und der Frohnfeste — zu Znaim. Ich will sie ohne jeden Commentar aus dem Lateinischen übersetzen und unverändert bringen. Nur eine Bemerkung gestatte man mir. Welch ungeheuere Aufregung muss die „ehrsamben Burger von Znaimb" erfasst haben, als die erste Kunde davon durch die Klosterpforte drang. Die einen glaubens nicht und ereifernsich, die zweiten glaubens und erhitzen sich, die dritten halten es für möglich und die vierten erbauen sich daran. Aber alle reden und denken sich in eine kriegerische Verfassung hinein, welche das ganze Leben der Stadt beherrschen musste! Mehr als das entsetzlichste Attentat auf einen Fürsten uns heute aufregt, wühlte jene Geistererscheinung die fromme Denkungsart der Bürger auf und würde es — zum größten Theile auch heute noch bewirken. Die da lachen, kann man zählen!

Das Examen des Frater Rochus Lucz wegen einer Geistererscheinung.

Am 3. März 1697 verbreitete sich das Gerücht über die Erscheinung eines Geistes oder einer abgeschiedenen Seele vor dem Frater Rochus, Laienbruder der böhmischen Provinz und Mitglied des Znaimer Convents, auch sprach man von der Erlösung dieser Seele aus dem Fegefeuer durch eben denselben Bruder. Ueber Befehl des Ordensprovincials der böhmischen Provinz R. P. Castul Martin berief Pater Justinus Latzan,

damals Quardian des Znaimer Minoritenconvents das „Discretorium“ und fragte vor demselben den Frater Rochus auf sein gutes Gewissen und bei der heiligen Pflicht des Gehorsams, ob jene Geistererscheinung und die Erlösung der armen Seele aus dem Fegefeuer auf Wahrheit beruhe? Rochus antwortete: Beides sei sehr wahr.

Darauf befahl der Quardian dem Laienbruder, den Fall ungeschminkt und klar, aber auch genau, zu erzählen.

Also erzählte der Bruder gewissenhaft:

„Am 20. Februar, um die 3. Stunde der Nacht entstand ein merkwürdiges Geräusch, als ob jemand an der Thürklinke rütteln würde. Ich wachte auf und rief: „Herein!“ Doch weil niemand eintreten wollte, stand ich auf, öffnete die Thür und sah von derselben eine Person zurücktreten, welche, so viel man im Dunkel der Nacht erkennen konnte, in ein geistliches Gewand gekleidet war. Ich verfolgte sie durch den ganzen Theil des Gebäudes, in dem die Schlafzellen liegen, bis gegen die Chorstiege, in der Meinung, es sei dies der Flickschneider (sartor), Bruder Thomas Berger; doch konnte ich ihn, obwohl ich lief, nicht einholen. Bei einer Biegung des Ganges verschwand mir die Person vor den Augen in der Nähe jener Stiege. Mit einer gewissen Scheu suchte ich die Zelle des Schneiders auf, um mich zu überzeugen, ob er jenen Spuk mit mir getrieben, doch fand ich ihn im tiefsten Schlafe liegen. Da kam ich auf den Gedanken, dass ich es vielleicht mit einer abgeschiedenen Seele zu thun hätte. Am selben Tage um die elfte Stunde der Nacht machte diese Seele vor meiner Zellenthür einen Heidenlärm, gerade so, als ob ein ganzer Haufen schwerer Balken abgerollt wäre. Doch, weil ich mich nicht rührte, trat sie ohne weiteres Geräusch zurück.

Am 21. Februar um 11 Uhr nachts klopfte diese Seele, vernehmlich stark, 3 mal an meine Thür, rasch stand ich auf und wankte mit zitternden Knieen zu meinem Betstuhl, wo ich vor dem Bilde der Mutter Gottes zu derselben und zum heil. Schutzengel ein Gebet verrichtete für die armen Seelen, welche im Fegefeuer keine Hilfe finden.

Ich stand vom Betstuhl auf und fand die Zelle geschlossen. Da brach ich in die Worte der Schrift aus: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Dies wiederholte ich dreimal. Bei der dritten Wiederholung jener Worte stimmte der Geist mit ein und verlangte, dass ich die Thür öffne. Ich sah vor derselben

dieselbe Person, welche ich den Tag vorher bis zur Chorstiege verfolgt habe und richtete an sie die Frage, wer sie sei. Sie antwortete: „Ich bin der Pater Petrus vom Carmeliterorden." Ich fragte ihn, was er begehre. Er antwortete: „Ich bitte um Erlösung aus dem Fegefeuer, wo ich schon 4 Jahre dulde. Du hättest mich schon gestern befreien können, doch hast Du mich, obwohl ich Dein Verwandter bin, zurückgeschreckt". Daraufhin befahl ich ihm, die Zelle zu betreten, große Angst überkam mich. Der Geist sagte mir, ich möchte mit ihm rasch zur Kirche gehen und angesichts des Allerheiligsten für ihn als Bußgebet 3 mal das Salve regina beten. Ich gieng mit dem Geist sofort zur Kirche; weil mich aber wegen der überstandenen Angst große Schwäche befiel, bat ich den Geist, das Bußgebet vom nächsten großen Kirchenfenster aus, das dem Hauptaltar gegenüber liegt, verrichten zu dürfen. Dies that ich auch wirklich, während er neben mir stand. Wir giengen in die Zelle zurück, wo der Geist verlangte, ich möchte für ihn, auf der Erde mit ausgebreiteten Armen liegend, den Rosenkranz d. i. jenen Theil des Psalters mit den freudenreichen Geheimnissen beten. Es schlug Mitternacht! Der Geist verschwand unter merkwürdigem Geräusche. Um die 4. Stunde kam er wieder und ließ mich den glorreichen Rosenkranz beten, um die 6. Stunde musste ich das „Miserere" beten.

Dann erbat er sich eine Messe beim Altare zur schmerzhaften Mutter Gottes. Während dieser Messe musste ich die Bußpsalmen beten, ebenso 7 Vaterunser und Ave Maria zu Ehren der 7 Schmerzen Mariens. Weiters musste ich für ihn von 7 Uhr früh bis 11 Uhr vormittags unter dem strengsten Schweigen das Exercitium, welches er bei Lebzeiten zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes zu beten verpflichtet war und leichtsinnig verabsäumt hatte, verrichten. Die Gebete für die Abgeschiedenen mit einem Miserere und Salve Regina folgten nach.

Drittens sollte ich die Psalmos Graduales mit einem Miserere und einem Salve Regina beten; viertens die Bußpsalmen mit einem Miserere; fünftens musste ich eine Betrachtung anstellen über das Leiden Christi, durch 4 Stunden mit ausgestreckten Armen auf der Erde liegend; sechstens sprach ich das Officium der unbefleckten Empfängnis Mariens mit 3 Salve Regina; siebentens musste ich, eine schwere Decke tragend, eine Betrachtung über die unbefleckte Empfängnis Mariens anstellen, indem ich mich auf der Erde hockend in die Decke hüllen sollte.

Das Gesicht des Geistes strahlte vor Freude, als er mich noch bat, den Psalm 144 und den Vers: „convertere anima mea . .“ zu recitieren. Nachdem ich den Psalm gesprochen hatte, neigte er sich gegen mich und dankte mir für seine Erlösung und versprach, bei Gott ein dankbarer Fürsprecher für mich und von mir bezeichnete Personen zu werden. Hierauf verschwand er, in meinem Körper eine große Schwäche zurücklassend, welche von der nächtlichen Aufregung herrührte.

Durch 8 Tage musste ich das Bett hüten und Medicin nehmen, immerfort vom Schlaf geflohen, verfolgt von lebhaften und phantastischen Erscheinungen, welche mich aus dem Halbschlummer mit Schaudern und krampfhaften Zucken aufschreckten. Die lange Strafe des Fegefeuers musste er dulden wegen eines Gelöbnisses, das er bei Lebzeiten nicht eingehalten hatte und wegen einer anderen Sünde (aliúd privatum peccatum), welche er mir mit Rücksicht auf meine Mutter verschwieg.

Auffallend war der Schwefelgeruch, den er in meiner Zelle zurückließ.

Dies alles ist wahr und beschwöre ich es mit gutem Gewissen. Auch habe ich die Schrift eigenhändig gefertigt.“

So geschehen im Znaimer Convent der Mutter Gottes (St. Clara) — Frauenkloster an Stelle, wo jetzt die Doppelschule am Ottokarplatz steht — am vorher angegebenen Datum.

Anton Brbka.

Das deutsche Volkslied in Südmähren.

Das Ergebnis meiner Forschungen im südlichen Mähren hat bei weitem nicht die Höhe anderer Gegenden, wie Nordmähren, das Kuhländchen und die Iglauer Sprachinsel, erreicht, dessen war ich mir schon früher bewusst; denn das offene Land mit seinen bedeutenden Verkehrsstraßen, demzufolge der Einfluss Wiens und der Alpenländer, die bessere sorgenlosere Lebensweise der Südmährer (die dürftigen Bewohner der Sudeten singen beispielsweise mehr), endlich die fröhlichere Stimmung der Weinbau betreibenden Bevölkerung ließen mich über die geringe Ausbeute nicht im Unklaren. Aus diesem Grunde blieb auch Südmähren zu allerletzt. Meine Forschung ist in dieser Gegend noch nicht abgeschlossen! es muss noch fleißig gewandert werden, wie ja auch die bereits bereisten Landstriche immer wieder infolge neuer Quellen zur weiteren Bereisung auffordern. Die heurige Forschung galt einem verhältnismäßig kleinen Theile Südmährens. Der Ausgangspunkt war Znaim Wiewohl ich Znaim schon von meinen Vorträgen kennen sollte, so war es immer nur ein Nachtbild, weil ich abends ankam, und früh zeitlich abreisen musste. Die schöne Lage der Stadt kannte ich also nur aus Schilderungen. Gleich nach meinem Eintreffen begab ich mich zur Thaja und suchte einen passenden Aussichtspunkt. Von einem Felsblocke aus genoss ich nun den Anblick eines herrlichen Bildes. Unter mir der ruhig dahinfließende Fluss mit seinem zerklüfteten linken Ufer, das bunte Treiben auf der Fahrstraße, hoch oben der Bahnviaduct, das Ein- und Abfahren der Züge, endlich das malerisch gelegene Klosterbruck. Hochbefriedigt kehrte ich in die Stadt zurück, um tags darauf meine Forschung zu beginnen.

Zuckerhandl. Wem würde es einfallen, hier nach Volksliedern zu forschen? Guter Wein ist viel leichter zu finden. Im Schulhause, meiner eigentlichen Quelle, assistierte ich vor

allem anderen bei dem Einfangen eines Bienenschwarmes, und dann erst begann die Wanderung von Haus zu Haus, d. h. von Sänger zu Sänger. Aber sie waren ausgeflogen und arbeiteten fleißig in den Weingärten, kamen auch nicht mittags, sondern spät abends nach Hause, nicht nur an diesem Tage, sondern die ganze liebe Woche hindurch. Und so kam es, dass ich keine Lieder, dafür aber edlen Wein fand. Wenn ich über die feinen Kostproben staunte, so verwunderte sich der Gastgeber über meinen Gaumen und meine Vorsicht. Ja, er hatte Schlimmes im Schilde!

Der Weg führte mich weiter über Töstitz nach Prossmeritz. Hier schrieb ich ein Wiegenlied, merkwürdigerweise aus dem Munde eines 70jährigen Greises. Der nächste Ort Tesswitz a. d. Wiese, brachte Versprechungen (mein Sänger will sich während des laufenden Jahres auf das Alterthümliche erinnern) und einen Bauernspruch über die Tage der Woche, welcher in der Thajagegend gebräuchlich ist. Er lautet:

'n Montag is der Anfang,
'n Irita is dr „sei dra“,
Mittwocha is dr längste,
Pfingsta is dr strengste,
Freita is dr Tröster,
Samsta is dr Erlöser,
Sunta is dr Freudenvolle.

Die Sänger von Pratsch und Lechwitz vertrösteten mich ebenfalls auf das nächste Jahr. Von hier wanderte ich in der größten Sonnenglut, mitten durch reifende Weizenfelder bei gänzlicher Windstille nach Höbnitz. Die Ernte stand prachtvoll. Rings um mich ein Meer von knisternden Aehren in schier endloser Ebene. Im Osten die Prossmeritzer Kirchthurmspitzen, im Westen der Rauch aus dem Schornsteine des Höbnitzer Bräuhauses. Ein Vermögen für einen Schluck des edlen Gerstensaftes! Diese Sehnsucht dauert fast zwei Stunden. Matt und halb vertrocknet trete ich in die Gambrinusräume ein. Nach eingenommenem Mittagessen — ein solches gieng mir schon durch zwei Tage ab — mache ich unter gefälliger Führung des dortigen Oberlehrers meine Besuche und notierte ein Nachtwächter- und Wiegenlied. Meine Vorsängerin, 83 Jahre alt, seit 1843 verheiratet, erzählte mir mit großem Vergnügen, dass sie mit ihrem noch immer rüstigen Manne die goldene

Hochzeit nicht feiern wollte, weil beide gesonnen sind, die diamantene festlich zu begehen. Welch köstliche Laune und Zuversicht! Möge dies den braven Alten gegönnt sein!

Die Eisenbahn brachte mich am nächsten Tage über Mähr.-Budwitz nach Jamnitz. Zuerst gieng es nach Althart. Der Weg führt bei einem Forsthause vorüber. Ich gewahrte einen Fasanenaufzug und beschloss, in die Försterei einzutreten und um Besichtigung der Brutstätte anzusuchen. Bereitwilligst wurde meine Bitte erfüllt, und ich konnte alle Einrichtungen und die verschiedenen Entwicklungsstufen der Pfleglinge betrachten. War das eine Augenweide! Ich stand mitten unter 1000 Wochen alten Fasanen. Wenn man annimmt, dass ein Straußei den Nährstoff von 24 Hühnereiern enthält, so muss hier hervorgehoben werden, dass ein Fasanei dem Kostenpunkte nach — sie werden aus England bezogen — den Taglohn eines besseren Arbeiters und ein ausgewachsener Fasan mehr als einen Wochenlohn ausmacht. Die ganze Brutanlage stellt ein Vermögen vor. Althart und Poleschitz blieben brach liegen, obzwar mir im ersten Orte eine ausgiebige Quelle durch den dortigen Oberlehrer namhaft gemacht wurde. Der Sänger wich der Zusammenkunft aus einem mir unbekannten Grunde aus.

Bei meiner weiteren Wanderung bemerkte ich die auf einem Berge stehende Wallfahrtskirche „Mont Serrat", welche ich in den nächsten Tagen bei meinem Rundgange in der Gegend von allen Seiten besichtigen konnte. Diese Kirche wurde im Jahre 1652 von dem kaiserl. Oberst Lieutenant Bartholomäus Ritter von Tannazoll infolge eines Gelübdes (er wurde im 30jährigen Kriege auf dem Schlachtfelde, aus 14 Wunden blutend gefunden) errichtet und im Jahre 1785 zerstört. Im Jahre 1887 ist die Kirche durch milde Beiträge von dem jetzigen Sitzgraser Pfarrer nach dem Muster des Gotteshauses „Mont Serrat" in Spanien neu entstanden. In Sitzgras sangen mir Schulkinder durch liebenswürdige Vermittlung des Oberlehrers einige Kinderlieder vor, und ein dortiger Lehrerveteran schenkte mir eine seltene Liedersammlung mit dem Titel „Katholisches Gesangbuch, auf allerhöchsten Befehl Ihrer k. k. apost. Majestät Marien Theresiens zum Druck befördert." Diese Sammlung — ohne Jahreszahl — enthält 47 Kirchengesänge damaliger Zeit. In einem anderen vor mehr als 60 Jahren geschriebenen Liederbuche fand ich die Melodieen zweier Volkslieder „Dass im Wald finster is" (ober-

österreich), „Ich liebt ein schönes Mädchen“ (bretagnisch), welche bereits, für Chor bearbeitet, erschienen sind. In dem nahe gelegenen Orte Petschen wurden mir von dem Schulleiter selbst gesammelte Kinderlieder versprochen.

Nun gieng es weiter über Wölking nach Zlabings. Zlabings ist ein altes Städtchen mit deutschen Typus, hart an der Grenze Niederösterreichs. Einige Häuser, die Anlagen von Lauben und der rechteckige Platz geben dem Städchen ein ehrwürdiges Gepräge. Es wurde gerade ein größerer Markt abgehalten und ich mischte mich unter das geschäftige Volk, um vielleicht Eigenthümlichkeiten in der Tracht und Sprache zu entdecken. Wenn auch die erstere nicht scharf ausgebildet erscheint, so ist der Schnitt der Kleidungsstücke einheitlich und die Mundart die niederösterreichische. Die alten Sänger von Zlabings konnten mir augenblicklich nichts für meinen Zweck liefern. Ich wandte mich deshalb an den dortigen Bezirksschulinspector mit der Bitte, die Lehrerwelt für mein Vorhaben zu gewinnen, was mir auch in Aussicht gestellt wurde. Und so wanderte ich, unterwegs von einem Gewitter überrascht, weiter nach Slawathen und Qualitzen, in welchen Orten ich bloß Bekanntes zu hören bekam.

Die Fortsetzung meiner Forschung geschah von Grusbach aus. Zuerst wurde Grafendorf aufgesucht, wo ich ein Weihnachtslied niederschrieb. In Schönau lernte ich einen biederen Alten kennen, der sich einer begründeten Beliebtheit als Gelegenheitsdichter und Redner erfreut. Grusbach selbst lieferte Kinderlieder. Einige Texte entnahm ich aus der handschriftlichen Ortskunde des Oberlehrers, zu welchen mir ein anderer Lehrer die Melodien vorsang.

Eine weitere Bereicherung erfuhr meine Sammlung durch bereitwilliges Entgegenkommen von Seite des Universitätsprofessors Dr. A. Hauffen in Prag. Genannter Forscher erhielt über sein Ansuchen von der Lehrerschaft der Iglauer Sprachinsel (böhm. Theil) Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Böhmen, welche mir auf einige Zeit überlassen wurden.

Ich fand in den Schriften so manche Lieder mit Noten und weiterhin auch Liedertexte, was mir bei meiner persönlichen Bereisung unbekannt blieb. Die fehlenden Melodien hoffe ich ein anderesmal zu finden.

Wenn ich zu Anfang meines Berichtes über die geringe Ausbeute in Südmähren sprach, so muss das Endergebnis meiner

heurigen Forschung im ganzen Lande als ein ergiebiges angesehen werden. Ich notierte im Ganzen: 1 Weihnachtsspiel, 1 Weihnachtslied, 5 Wiegenlieder, 1 Nachtwächterlied, 9 Kinderlieder, 3 Rockenlieder, 7 Gesellschaftslieder, 1 Tanzlied und 1 Kirmeslied.

Auch das im heurigen Jahre gesammelte Material ist bereits druckfertig hergestellt, und die ganze Sammlung beläuft sich auf einige hundert echter mährischer Volksweisen. Den Förderern meines Vorhabens, dem Lehrerstande, all' den alten Vorsängern und besonders der Schillerstiftung (Zweigverein Brünn), welche mir ohne mein Ansuchen eine Subvention widmete, sei an dieser Stelle mein bester Dank ausgesprochen.

Brünn, im Christmond 1899.

J. Žak,
k. k. Musiklehrer.

Das ehemalige

St. Johannes-Kirchlein

am unteren Platze in Znaim.

Zu den kirchlichen Baulichkeiten Znaims, deren Ursprung und Stiftungsverhältnisse in Dunkelheit schweben, gehört auch die ehemalige Kapelle des St. Johann Baptist auf dem unteren Platze.

Noch lebt der Name „Johanneskirchlein" im Munde der Znaimer Bevölkerung, aber nur diejenigen, welche das Schwabenalter längst überschritten haben, erinnern sich noch des unschönen winkeligen Bauwerkes, welches ehemals an der Stelle des jetzigen Jungnickl'schen Hauses stand und die Nordseite des unteren Platzes begrenzte.

Mit Rücksicht auf die Tradition drängt sich die Vermuthung auf, dass diese Kapelle einst dem Johanniter-, oder dem heutigen Malteser-Orden gehört haben dürfte. Wahrscheinlicher ist aber die Behauptung, dass dieses Kirchlein bald nach der Erbauung der Stadt Znaim dem Orden der Ritter des heiligen Grabes von Jerusalem gewidmet worden sei, dessen Gründung in die ältesten Zeiten gesetzt wird, der jedoch eigentlich im Jahre 1110 entstanden ist.

Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, dass die Stadt Znaim auch für diesen Ordenszweck wirksam beisteuerte.

Eine eigene Geistlichkeit scheint diese Kapelle nicht besessen zu haben, denn wie aus den in unserem Stadtarchive verwahrten Rechnungsbüchern zu entnehmen ist, wurde schon vor dem Jahre 1408 die St. Johannesmesse in der St. Johanneskirche bereits von der Pfarre von St. Niklas aus besorgt und hiefür dotiert.

Wie aus denselben Rechnungsbüchern ferner zu entnehmen ist, scheint dieses Kirchlein früher auch einen Thurm mit einer Uhr gehabt zu haben, denn es erscheint im Rechnungsbuche ausgewiesen, dass unser Stadtrath im Jahre 1574 das Ziegel-

dach und die Uhr dieser Kirche, im Jahre 1586 wieder die Kirche und das Dach, dann im Jahre 1589 und 1591 das Thürmlein und die Uhr reparieren, die Malerei herstellen und einen Rauchfang erbauen ließ; im Jahre 1603 wurde abermals das Dach und die Uhr repariert. Letzteres besorgte der Uhrmacher Wolf Schleydebacher.

Der eben erwähnte Thurm scheint nach alten Stadtbildern sehr klein und nur ein Dachreiter gewesen zu sein, welcher auf die Mitte des Firstes aufgesetzt war und aus einem viereckigen Unterbau bestand, an dem die Uhr angebracht gewesen sein mag; er lief in einer zwiebelartigen Spitze aus. Wenigstens läßt sich ein solcher thurmartiger Aufbau schon auf dem Bilde vom Jahre 1523 im Znaimer Codex dahin deuten, und die Gemälde der Stadt aus dem Jahre 1683 (derzeit im Bürgermeisterzimmer) und aus dem Jahre 1730 (?) (Geschenk der Propstei Pöltenberg an das Znaimer Stadtmuseum) lassen mit noch größerer Deutlichkeit die endgiltige Form des Thürmchens erkennen.

Aus den Brucker Klosternachrichten ist ersichtlich, dass zwar zur Zeit des großen Abtes Sebastian Freitag die Priester bei St. Niklas in der St. Johanneskirche noch den Gottesdienst hielten; aber dessen Nachfolger Sebastian III. von Chotieborž schrieb am 15. September 1604 in einem sehr verständlichen Briefe an den Stadtrath u. a. Folgendes:

„Das Kirchlein St. Johann am unteren Platze, soll es ein Kauf- und Zollhaus oder eine Kirche heißen? Gewiss eine Kirche! Denn dazu ist die Stiftung, wie das Gemälde im Innern und die Form von außen es sichtbar darthun und schweigend reden. Wer hat selbe umgestaltet und gegen die Fundation in ein Mauth- und Kaufhaus verwandelt? Ebenfalls Sie, ꝛc."

Der Stadtrath schien sich aber an solche Vorwürfe nicht sehr gekehrt zu haben, denn das Kirchlein blieb seiner unwürdigen Bestimmung bis zum 30jährigen Kriege und auch während eines Theiles desselben erhalten, bis unter Ferdinand II. nach der Schlacht am „Weißen Berge" (8. November 1620) in den Jahren 1621—1628 die katholisch-monarchische Restauration Oesterreichs und der böhmischen Länder durchgeführt und die Macht der Stände gebrochen wurde; damals wurde auch dieses Kirchlein wieder zum Gottesdienste geweiht und wieder als Vereinigungspunkt für die eben entstandenen religiösen Bruderschaften unter dem Schutze der heil. Jungfrau benützt.

Die Auflösung aller Bruderschaften und die Sperre zahlreicher Kapellen unter Kaiser Josef II. im Jahre 1786 machte auch diesem Gotteshause ein Ende. Es wurde fortan von der Gemeinde als Fruchtspeicher für die Getreidemärkte benützt. Im Jahre 1790 wurde der Thurm abgetragen und sind damals 14 Kramläden angebaut worden.

Es hatten sich nämlich mehrere gewerbetreibende Bürger das Recht erworben, Verkaufsgewölbe an dasselbe erbauen zu dürfen. Von diesen Gewölben uralten Schlages erinnern wir uns nur an jenes, welches dem Fleischer und Selcher Herrn Körper gehörte und zwar aus dem Grunde, weil von diesem aus, die „Würstelbuben" mit ihrer Ware, welche sie an Wochen- und Jahrmärkten als „Brennheiße" mit gellender Stimme zum Verkaufe anboten, immer ihren Auszug hielten. Die „Würstelbuben" sind mit der Zeit ebenfalls so vom Schauplatze verschwunden wie die „Brezelbäcken", die zur Fastenzeit mit ihren Hörnchen die Aufmerksamkeit auf ihre Ware lenkten.

Die Gemeinde hat am 13. April 1852 das Gebäude des ehemaligen Johanneskirchel dem nachmaligen Herrn Bürgermeister Anton Jungnickl unentgeltlich unter der Bedingung abgetreten, dass derselbe auf diesem Raume ein zweistöckiges Wohngebäude erbaue und alle 14 bestehenden, einen Grundbuchsgegenstand bildenden Kaufläden in sein Gebäude aufnehme, sich zu diesem Behufe mit den Besitzern dieser 14 Verkaufsgewölbe einige und die Elsingergasse um 3 Schuh verbreitere, dagegen auf den unteren Platz um 3 Schuh hinausrücken könne.

So besteht noch heute, nach beinahe 50 Jahren das gemeinsame Besitzrecht am „alten Johanneskirchlein" von mehreren Gewölbbesitzern, als ein sonderbarer mittelalterlicher Rechtsanspruch.

Es sind uns vom Johanneskirchlein drei alte Bilder erhalten geblieben, welche sich gegenseitig ergänzen. Das älteste ist erhalten auf einem alten Scheibenbilde aus dem Schießstande unserer Scheibenschützen-Gesellschaft und zeigt die Kirche mit ihren Anbauten, nach der Legende eine „Ansicht des ehemaligen Tempelherren-Gebäudes und dessen Johannes-Kirche" in voller Breite von der Mariensäule aus. Man erkennt im Hintergrunde die umstehenden Gebäude, das gräflich Daun'sche, das Glasner'sche, und die beiden Eckhäuser der Schlossergasse von Bornemann und Grübler. Die Scheibe wurde von Vincenz Glasner 1826 gewidmet und das Bild von V. K. gemalt. Das zweite Bild ist 23 Jahre später entstanden, und zeigt die Kirche von der Südseite (dem ehemals Graf Daun'schen

Hause) aus, mit dem Hauptportale, welches aus einem hohem Spitzbogen gebildet ist, als einen schmalen hochgiebeligen Bau, welcher der Länge nach aus 3 Theilen bestand, und auf beiden Längsseiten mit Kramladen bedeckt war. Diese zweitälteste Ansicht war im Jahre 1845 vom Steindruckereibesitzer Wilhelm Hoffmann jun. mit Bleistift gezeichnet worden, und diente einem Gemälde als Vorlage, welches der Znaimer Maler Hieronymus Seidl († 1891) im Auftrage des Weingroßhändlers Karl Haase auf einer Blechtafel herstellte. Das Gemälde ist als Geschenk der Frau Haase in das Znaimer Stadtmuseum gekommen. Auch auf ihm ist keine Spur eines Thurmes zu entdecken, und die am linken Nebengebäude sichtbare Uhr scheint nur das Gewerbeschild eines Uhrmachers gewesen zu sein.

Das dritte erhaltene Bild, ein im Besitze unseres Stadtmuseums befindliches Oelgemälde, ist im Jahre 1853, kurz vor der Niederreißung des ganzen Gebäude-Complexes vom Maler F. Flor geschaffen worden. Dasselbe trägt auf der Rückseite folgenden Vermerk: „Die Gruppe zeiget möglichst genau die ehemalige Sct. Johannes-Kirche am unteren Platze in Znaim, welche Anno 1853 vom 1. Stock des Hauses Nr. 166 von Franz Flor aufgenommen und prinxiert erscheint." Bis zur Stunde hatten wir nicht gewusst, dass Herr Flor ein Beflissener der edlen Malerkunst war, man kannte den alten Herrn, der ein Leinwandgeschäft am unteren Platze besaß, als einen passionierten Taubenzüchter, der namentlich einen schönen und großen Flug der prächtigsten Gimpeltauben gezüchtet hatte, die er alle Tage vor seinem Hause am Platze fütterte, was immer großes Aufsehen, namentlich bei der einheimischen Jugend und den fremden Besuchern der Stadt erregte. Wehe aber dem Passanten, der unvorsichtiger Weise die Tauben während der Fütterung aufscheuchte. Herr Flor kannte hier keinen Spaß und konnte sehr unangenehm werden. Heute wollen wir es ihm aber danken, dass er seine Muße dazu benützte, das lebhafte und historisch bemerkenswerte Bild des Treibens um das Johanneskirchlein herum mit seiner Kunst für künftige Geschlechter festzuhalten. Es zeigt die Ost- und Nordseite des Kirchleins, so dass der erhöhte Bau des Chores den Vordergrund bildet. Während nach dem zweitgenannten Bilde das Hauptportal dem gothischen Baustile entnommen zu sein scheint, zeigen die auf dem dritten Bilde sichtbaren Fenster und eine Thür in der nördlichen Giebelmauer nüchterne Rundbogen, und der ganze Bau macht kaum den Eindruck einer Kirche. Das liegt allerdings auch an

den Verkaufsgewölben, deren man sieben unterscheiden kann, und welche zumeist nur die Breite einer schmalen Thür mit angekuppeltem Fenster haben. Im Hintergrunde des Gemäldes sind einzelne Partien des Daun'schen, des Glasner'schen und des Breuer'schen Hauses in der Füttergasse zu erkennen. Aus der Nikolaigasse kommt soeben eine Eselherde heraus, beladen mit Mehlsäcken, die sie aus der Steinmühle im Thajathale in die Stadt hinaufgeschleppt haben. Der jeweilige Besitzer dieser Mühle besaß eine Anzahl von Eseln, welche er als Tragthiere für Getreide und Mehl verwendete. In der Zeit zwischen dem Ab- und Aufladen hatten die Esel freie Weide in den Gassen der Stadt und trugen hier nicht wenig zur Salubrität bei. Da in jenen Tagen die Canalisierung der Stadt nur theilweise durchgeführt war, so fanden sich in den Gässen allerhand Abfälle vor, die von den Eseln gierig verzehrt wurden. Wenn diese Thiere nun wieder zu ihrem eigentlichen Beruf, zu dem der Meister sie erschuf, gebraucht wurden, musste sie der Eseltreiber aus allen Winkeln der Stadt zusammentreiben, wobei er von der Schuljugend in ausgiebiger, umsichtiger und dankenswerter Weise unterstützt wurde. Diese Esel waren, wie auch Friedrich II. (der Große), König von Preußen, in seinem Briefe aus Znaim bemerkt, eine besondere Eigenthümlichkeit der Stadt Znaim, über die er sich lustig macht. Der Vordergrund des Bildes zeigt die Marktstände zahlreicher Obstlerinnen, mehrere Männer und Frauen in der Tracht um das Jahr 1850, die sich durch große Geschmacklosigkeit auszeichneten. Der alte Herr Quartiermeister Baumann, der sich noch genau der Entstehung des alten Bildes erinnert, welches von seinem Schwiegervater Flor vom Fenster des Hauses Unterer Platz Nr. 5 gemalt worden ist, weiß zu erzählen, dass zu dem Manne in der rechten Ecke des Bildes der Büchsenmacher Bischof als Modell gedient hat, und dass die Dame im weißen Kleide, mit weißem Hut und schwarzer Mantille, welche nach der Nikolaigasse hinschreitet, Frau Denk vorstellte. Dieses Bild des alten Flor hat 1900 der Südmährerbund als Vorlage zu einer neuen Ansichtspostkarte benützt, und er hat damit eine Fülle alter Erinnerungen nicht bloß an das „Johanneskirchl", sondern auch an jene Zeit wachgerufen, „als der Großvater die Großmutter" nahm,; er hat sich damit um die Auffrischung historisch gewordener Verhältnisse neue Verdienste erworben.

Karl Bornemann.

Zwei interessante Fundstätten mineralogischer Vorkommen bei Znaim.

I.

Die Caolingruben von Winau.

Der weiße Thon, Caolin genannt, hat die keramische Industrie von Znaim bedingt. Er eignet sich mit echtem Caolin gemischt zur Porcellan-Fabrication, zur Erzeugung von Majoliken und anderweitigen Thonwaren.

Bedeutende Gruben zur Caolingewinnung finden sich bei Znaim, in der Nähe von Brenditz und Winau. Besonders die Winauer Gruben mit ihrem Schlemmwerke erwecken unser besonderes Interesse.

Ein Theil dieser Gruben ohne Schlemmwerke gehört der Firma Lederer in Floridsdorf, das Uebrige der Firma Schlimp in Schattau. Letztere Firma gewinnt durch Tagabbau auch grauen Thon.

Der Merkwürdige bei dem Winauer Thon ist, daſs er als Zersetzungsproduct von Gneis erscheint, gerade so wie der Karlsbader Caolin aus Granit entstanden ist.

Aehnliche Gruben finden sich noch in Karlsbad, Schneeberg und Seilitz bei Meißen, St. Yrieux bei Limoges, St. Stephans bei Cornwall, bei Schio im Vicentinischen und anderen Orten.

Der Gneis, aus dem der Winauer Thon entstanden ist, zeigt sehr wenig Glimmer, dafür umso reichlicher den Feldspath. Der Caolin ist aus dem Gneis durch chemische Zersetzung entstanden. Diese Zersetzung beruht hauptsächlich auf der allmäligen Auflösung der Silicate (Kieselsäureverbindungen) durch kohlensäurehaltige Gewässer, wobei organische Säuren eine wichtige Rolle spielen dürften. Es bilden sich kohlensaure Verbindungen (Carbonate), welche fortgeführt und endlich vollständig zersetzt werden.

Als Endproduct der Zersetzung von Gneis erscheint ein wasserhältiges Silicat. Verfärbt können diese Producte durch Eisenoxyde werden, welche überall verbreitet sind.

Fast alle Feldspath führenden Gesteine lassen die Anfänge der Caolinisierung erkennen. Im wesentlichen besteht der Process darin, dass Kali, Natron, Kalk und Eisenoxydul durch die kohlensäurehältigen Gewässer in Carbonate verwandelt und fortgeführt werden. Die zurückbleibende kieselsaure Thonerde nimmt zwei Atome Wasser auf.

Eine Frage kann die Wissenschaft hierbei noch nicht beantworten. Es ist noch unklar, ob die kohlensäurehältigen Wässer den Quarz des Gneises allein zu lösen vermögen, ob die organischen Säuren dabei mitwirken oder ob Fluormetalle seine Auflösung bewirken.

Der Caolin besteht aus feinen, staubartigen Theilchen und stellt eine zerreibliche, erdige, abfärbende Masse dar. Er ist im Feuer nicht schmelzbar und in den reinen Varietäten enthält er zweifachkieselsaure Thonerde mit 2 Atomen Wasser. Doch schwankt die Zusammensetzung. Meist sind Glimmerplättchen (in Winau selten), Quarzkörner, Feldspatreste, Eisenoxidknöllchen und Kieselconcretionen beigemengt. Auch erscheinen im Caolin unter dem Mikroscop krystallinische Bildungen.

Bemerkenswert ist der graue Thon von Winau deswegen, weil im Caolinlager einzelne feste Lagen eines opalartigen Gesteines auftreten, welche sehr an die aus anderen Gegenden bekannten Absätze aus Thermalquellen (warme Quellen) erinnern. Sie deuten daraufhin, dass solche Quellen in einer früheren Periode hier zu Tage getreten sein mögen. Jetzt ist von solchen Quellen im Bezirke nichts bekannt.

Jenes opalartige Gestein erscheint uns als Lydit. Er ist durch beigemengten Thon und Eisenoxyd verunreinigt und deshalb dunkelgrau gefärbt. Er zeigt auch streifige und fleckige Färbungen, große Härte, muscheligen Bruch und vollkommene Unschmelzbarkeit. Im Glühen wird der Lydit lichter.

Handstücke können durch die Lehrmittelsammelstelle Znaim (Verwalter Lehrer Vrbka) bezogen werden.

Herr Lederer verfrachtet den Caolin per Bahn nach Wien, wo er erst geschlemmt wird. Herr Schlimp schlemmt den Caolin an Ort und Stelle und verführt ihn nach seinen Werken in Schattau.

In den Schattauer Kunstbasaltstein-, Chamottewaren- und Steinzeugfabriken werden künstliche Steine, welche den Säuren

und der Feuchtigkeit widerstehen und deren Härte und Dauerhaftigkeit gleich dem Granit ist, erzeugt.

Dieselben werden allenthalben als Straßenpflaster benützt (in Niederösterreich werden Bezirksstraßen damit gepflastert), und der Absatz derselben ist sehr stark.

Ebenso gesucht sind die Steinzeug-, die feuer- und säurefesten Fabricate, welche selbst in der Platinschmelzhitze nicht glasiert werden.

In neuester Zeit verfertigt man auch feine Klinkersteine zum Pflastern von Kirchen und Stadthäusern in verschiedenen Farben und Formen.

Seit der Gründung der Schlimp'schen Fabrik im Jahre 1870 durch den Ingenieur Jochem aus Bayern werden beständig Versuche gemacht und Erweiterungen der Fabrik vorgenommen.

Die Fabrik beschäftigt ein zahlreiches Beamtenpersonal und bei 600 Arbeiter.

II.

Die Serpentinfelsen von Černin bei Jaispitz.

Besuchen wir nach einem starken Regenguße einen merkwürdigen Wasserriss in Nordost von Černin und besichtigen wir sorgfältig die Ufer und das Bett des schäumenden Wildbaches, der dem Jaispitzbache zueilt, so häuft sich bald zu unseren Füßen eine Pyramide seltener mineralogischer Vorkommen. Neben Serpentin und Plasma, haben wir Granatfels und Eklogit, Amphibol und Biotit, Jaspis, Carneol und Opal, Chalcedon und Magnesit, Limonit, Magnetit und Haematit und noch manches andere interessante Stück gelegt. Und noch immer trägt uns das Wasser neue Stücke entgegen, während zwischen den Schollen der Felder die verschiedenen Opale vom reinsten Weiß bis zum dunkelsten Grau und Braun fettig und muschelig angebrochen, herüberblinken. Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf, wie sind alle diese Herrlichkeiten hierher gekommen?

Der Serpentin ist hier eingelagert zwischen Gneis und stellt ein Umwandlungsproduct aus olivinhältigem Gesteine dar. Er ist als Pseudomorphose nach Pyroxen, Amphibol, Olivin, Granat u. a. aufzufassen, wobei in Cernin der Eklogit ein Uebergangsstadium darstellt.

Die magnesiareichen Gesteine wurden durch die Einwirkung von Kohlensäure, Sauerstoff und Wasser eigenthümlich umge-

wandelt. Der Olivin verlor die Polarisationsfarben und zerfiel in Serpentinblättchen. Sein Eisenoxydul lieferte den Stoff zur Bildung des Magnetits, welcher im Cerniner Serpentin sehr stark vertreten ist. Die in das Gestein eingeführte Kohlensäure verband sich hauptsächlich mit Calcium und Magnesium. Die so gebildeten Carbonate wurden gelöst in jener Kluft in Form einer Ader abgesetzt. Auch Kieselsäure wurde bei dieser Zersetzung ausgeschieden, aus ihr entstand der hier so häufige und durch die Eisenoxyde so mannigfach verfärbte Opal.

In Anbetracht der großen Menge von hier gefundenen Opalen ist die Annahme kieselsäurehältiger Gewässer, wie sie auch bei Winau möglich erscheint, geboten. An den Opalstücken finden sich häufig Chalcedonpartien, oft findet man beim Serpentinopal von Cernin Prasem und Hornstein.

Auffallend ist in Cernin auch die große Menge von Magnesit, welchen man in mächtigen Knollen von weißer oder gelblicher Farbe, oft mit Dendriten geziert, besonders an der Mündung jenes Bächleins in den Jaispitzbach, zu hunderten von Stücken vorfindet.

Infolge seines Kieselsäuregehalts hat er eine bedeutende Härte und ließe sich vorzüglich zur Darstellung von Kohlensäure und Bittersalz verwenden.

Der Cerniner Serpentin bildet bei der Cerniner Mühle mächtige Felsmassen von sattgrüner Färbung. Dunklere und lichtere Wolken rufen vielfach verzweigte Licht- und Schattenwirkungen hervor. Er hat so recht die Färbung der Schlangenhaut und verdient also mit Recht den Namen Ophit.

Alle diese mineralogischen Verwandlungsformen können durch die Lehrmittelsammelstelle in Znaim bezogen oder eingetauscht werden. Großes Verdienst um die Beischaffung jener Vorkommen haben sich die Herren Lehrer Hatlak und Swoboda erworben.

Anton Vrbka.

Znaims Urgeschichte, ein völkisches Geschichtsbild.

In der Urzeit, als noch die Alpen mit ungeheueren Eismassen und Gletschern bedeckt waren, lebte hier schon der Mensch in Gesellschaft des Mammuts, des Rennthiers, des Riesenhirsches, des Elchs, des Urrinds, des Eisfuchses und des Höhlenbären. Der Mensch stand auf sehr niedriger Stufe der Gesittung und suchte in Höhlen und Gruben des mächtigen Waldes Schutz gegen Wind und Wetter. Seine Kleidung bestand aus Thierfellen. Er bediente sich roh zugerichteter Steingeräthe, wie wir solche im Weichbilde der Stadt und in der Umgebung nebst Theilen des Knochengerüstes jener Thiere öfters fanden. Damals lebte der Mensch von der Jagd und dem Fischfang. Sobald wir das Zurückschreiten der Gletscher feststellen können, erscheint uns schon der Bewohner unserer Gegend auf bedeutend höherer Gesittungsstufe. Er besitzt schon zahme Thiere und die Getreidearten, er legt die Wohnungen auf Bergkuppen, an Abhängen und in Schluchten an, immer in der Nähe von Quellen, Teichen und Flüssen, er hat schon einen klareren Begriff von dem allwaltenden Wesen, von Gott, er ahnt den Schöpfer und dichtet ihm die merkwürdigsten Eigenschaften an. So theilt sich die Gottheit in viele Personen, die Gestalten der Mythe, Sage und des Märchens. Schon damals werden auf den ragenden Punkten der gerodeten Höhen Opfer gegen den Himmel in waberuder Lohe emporgestiegen sein, schon damals mag von der Stelle, wo jetzt der Heidentempel steht und aus dem Rabensteinthale, vielleicht von der Höhe des Königsstuhls die Bitte um die Gnade der guten Geister aus der beklommenen Brust sich gerungen haben.

Solcher Siedelungen, wie Znaim damals gewesen sein mag, gab es im Bereiche des Gaues schon mehrere mit Heilig-

thum und Opferstätte, so an der Stelle von Groß-Olkowitz, Erdberg und Frain. Die Menschen dieser Zeit, von den Römern Taurisker (Höhenbewohner) genannt, gehörten dem keltischen Sprachstamme an und gaben Flüssen, Bergen und Thälern den ersten Namen. Sie haben den ersten Grund zu unseren jetzigen Dörfern und Städten gelegt. Sie verstanden Steine durch Schleifen und Polieren zu bearbeiten, sie erzeugten schon Thongefäße, stellten aus Wolle und Häuten Gewänder her, verstanden mit Metallen umzugehen und verfertigten aus denselben Werkzeuge, Waffen und Schmuck.

In eigenen unterirdischen Räumen, die durch schmale Gänge schwer zugänglich waren, feierten sie die Göttin der Erde. Die Kammern dieser sogenannten „Erdställe" waren mit den Opferstätten durch Sprach- und Schallrohre verbunden und gaben so den sich unterirdisch aufhaltenden Priestern oder Priesterinnen Gelegenheit, mit dem Volke weissagend zu verkehren. Diese Erdbauten wurden vielfach von den nachrückenden Germanen übernommen und meist zu glaubensthümlichen Zwecken benützt. Spuren solcher Bauten finden sich beim Heidentempel, in Klosterbruck, Edelspitz, Kaidling, Taswitz, Possitz und an mehreren anderen Orten. Vielfach verzweigt sind die Erdställe von Borotitz, einzig schön und sehr gut erhalten die von Erdberg, wo sie die Richtung gegen die Ulrichskapelle nehmen. So sehen wir, dass ein Volk von dem anderen die Heiligthümer übernahm, bis endlich die Christen die von den Heiden übernommenen Heilstätten durch Errichtung von Kapellen und Kirchen dem Christengotte weihten.

Die Bevölkerung verlegt die Entstehung der Erdställe in die Schwedenkriege. Wie wir sehen, sind sie viel älteren Ursprungs, doch mögen sie wohl bei feindlichen Einfällen als Zufluchtsorte benützt worden sein.

Trotz der vielfach gelehrten Abhandlungen über die Entstehung des Namens der Stadt Znaim aus dem altslavischen Znoj, aus den Ptolemäischen und Strabonischen Ortsnamen Medoslanium, Phurgisatis oder Phurgisutes bin ich von der Idee nicht abzubringen, dass der Ursprung dieses Namens, sowie jener der Thaja aus dem Keltischen abzuleiten ist. Wie die Gräberfunde beweisen, hatten wir in Znaim und in der Umgebung mächtige Ansiedlungen der Kelten. Auch war zu jener Zeit höchst wahrscheinlich die Hochplatte der Burg und des

oberen Platzes mit der östlichen Abdachung unbestritten trockener, fester Boden, der halbinselartig zwischen den Gewässern der Thaja, des Granitzbaches und den seeartig erweiterten Wassermassen zwischen Tesswitz und Brenditz, welche durch den Leskabach verbunden waren, aus der Wald- und Sumpfwildnis emporragte. Ueberdies ist als sicher anzunehmen, dass die erste Siedelung in Znaim in der heutigen Grub war, während die Heilstätte die Höhe des Burgfelsens krönte.

Deshalb ist es erlaubt zu sagen, dass der Name Znaim von dem keltischen Worte snað, ir. snáim, ich schwimme, abgeleitet werden könnte, gerade so wie der Name Thaja von dem keltischen tâ, tâjo, ich thaue, ich fließe, stammen könnte. Diese Erklärung hat mindestens ebenso viel Berechtigung oder Hinfälligkeit, wie die anderen.

Noch in vorchristlicher Zeitrechnung wurden die Kelten von dem germanischen Stamme der Sueven auf das rechte Donauufer gedrängt. Die zu den Sueven gehörigen Quaden siedelten sich zu beiden Seiten der March an, die Markomanen aber westlich davon, also auch in unserer Gegend. Fälschlich wird im Thajathal ein künstliches Stufengelände Markomanenlager genannt. Dies war vielmehr eine für den Weinbau hergerichtete Stufenanlage. Doch erinnern aus der germanischen Vorzeit Grabstätten, Funde, Kirchenbauten, die sogenannten „Beinhäusln", Dingplätze (Gerichtsplätze), Rechtsalterthümer, Sitten und Gebräuche und die Sagen an diese Tage. Eine der bedeutendsten Grabstätten (Tumulus) ist nach meiner Ansicht in der Smoha bei Edmitz. Im Interesse der heimischen Geschichtsforschung würde es sich empfehlen, diese Grabstätte zu öffnen. Die Wohnungen bestanden aus einem Flechtwerk mit einem Anwurfe aus Lehm und waren mit Stroh und Schilf bedeckt. Die Heilstätten der Kelten wurden von den Germanen übernommen und mit Rundthürmen aus Flechtwerk, Halgadom-Heiligthum, versehen, wo die Götter wohnten. Später wurden solche Halgadome aus Stein aufgeführt und dienten als Taufkapellen. Solcher uralter Kapellen haben wir mehrere, den Heidentempel in Znaim, das Beinhaus (Karner) in Frain, Erdberg (Ulrichskapelle) und Groß-Olkowitz.

Von Sagen deutet die Rabensteinsage auf den heidnischen Lichtgott Paltar, die Sage von der verwunschenen Fischerin am Katzensee (bei Frain) an Frau Holle (Frigga), die Sage vom Teufelssitz am Galgenberg erinnert an Tonar, den Gott des Blitzes und des Todes.

Seit dem 2. Jahrhunderte vor Christi machte sich der römische Einfluss auf die germanischen Stämme in bedeutender Weise geltend. Das rechte Donauufer hatte vorherrschend römisches Gepräge. Das vorhandene germanische Element wurde zum größten Theile von der römischen Verderbnis aufgesogen. Dies gilt besonders von den Städten, außerhalb derselben überwog die germanische Bevölkerung. Fast ganz frei vom römischen Geiste blieben die Gegenden am linken Donauufer, also auch die nur 12 Meilen von Wien entfernte Thajalandschaft, obwohl geringfügige Spuren römischer Art auch bei uns durch verschiedene Funde (z. B. Münzen) erwiesen sind. Während am rechten Donauufer der römische Einfluss den Landbau, den Obstbau und die Bienenzucht bedeutend hob und römische Soldaten das Christenthum in das Land brachten, mussten die von den aus Südost drängenden Gothen beunruhigten Markomanen Mährens, also auch der Thajagelände, im Vereine mit den Quaden, Jazygen und Roxolanen die römische Donaugrenze angreifen.

So entbrannte der gewaltige Markomanenkrieg (161—180). Der Ansturm der verbündeten Völkerschaften war so erdrückend, dass Kaiser Marc Aurel nur mit dem Aufwande aller Kräfte die Feinde auf das linke Ufer zurückwerfen konnte. Er musste sogar die kaiserlichen Kostbarkeiten zu Kriegszwecken versteigern. In jener Zeit muss Kaiser Marc Aurel Kriegszüge bis in unsere Gegend unternommen haben, weil die gemachten Funde jener Zeit entstammen. Marc Aurel und seinen Nachfolgern gelingt es nicht mehr, die Donaugrenze endgiltig zu sichern.

Die Markomanen wurden kriegsgewandt und suchten in befestigten Orten allfälligen Feinden den möglichsten Widerstand zu leisten. Sie bauten Burgen. Eine solche Burg mag in Znaim gestanden haben. Zwischen mächtiges, rundthurmartiges Doppelflechtwerk aus Geäste stieß man Lehm und Steine und umgab das Ganze mit Wall und Graben oder umschloss es mit Wasser. Erst viel später baute man die Burgen aus Stein. Burgen, im Sinne des Mittelalters, gab es in unserer Gegend noch vor 1100 Jahren nicht, geschweige denn in jener Zeit, ebenso bestanden vor 700 Jahren keine Bürger, wie auch die Städte im eigentlichen Sinne erst im 13. Jahrhunderte sich ausbreiteten. Vor der Zeit gab es Gehöfte, mitunter ausgedehnte Siedelungen, die sich allmählich in Ortschaften unserer Anschauung umwandelten. Damit hängt auch die Benennung der Orte, Dörfer und Städte zusammen.

Die germanischen Bewohner unserer Gegend scheinen durch die innige, wenn auch feindliche Berührung mit den Römern manches gelernt zu haben. Ich glaube, mit hinreichender Begründung annehmen zu können, dass der von Kaiser Probus (276—282 n. Chr.) in Niederösterreich eingeführte Weinbau bis in unsere Gegend die Wege fand. Zu einem gewaltigen Vorstoß rafften sich die Markomanen auf, als sie die römische Grenzfestung Carnuntum zerstörten. Auch Irenfried, Isanhäft und Ratwin aus Baljo (Hof bei Znaim) erkämpften sich den Eintritt in die Walhalla (Aufenthaltsort der Seligen).

451 n. Chr. rasten die Hunnen unter Attila an beiden Ufern der Donau aufwärts und drängten die Quaden nach Westen. Manchem ansässigen Germanen des Gaus drückten die versprengten Horden der Hunnen den gewaltigen Speer in die Hand zur Gegenwehr. Nach den Hunnen drängten oder wurden vielmehr durch die Avaren die Slaven ins Land gedrängt. Was geschah nun mit den hier ansässigen Deutschen?

Nachdem keine geschichtlichen Nachrichten über stattgehabte Kämpfe zwischen den Markomanen und Slaven vorliegen, ist anzunehmen, dass schon während der Unruhen der Völkerwanderung ein Theil der heimischen Bevölkerung weiter gegen Westen, also gegen Baiern gezogen ist.

Der andere Theil zog sich vor dem Ansturm der Slaven ins Gebirge und in die befestigten Plätze zurück. Im Gebirge blieb der Deutsche unbehelligt, hatte doch der Slave die fruchtbaren Niederungen zu seiner Verfügung. Im Verlaufe der Zeit werden die Deutschen in den größeren Siedelungen, aus denen sich später die Städte entwickelt haben, niedergerungen worden sein, doch hat sich ein kleiner Bruchtheil der deutschen Bevölkerung auch hier bis in die Přemyslidenzeit erhalten. Vielmehr riefen Grundherren schon nach der Verwüstung der heimischen Gelände durch die Avaren und später durch die Magyaren deutsche Ansiedler aus Franken und Baiern herbei und überließen ihnen als Zinsbauern Stücke Landes zur Bebauung. Nur so ist es erklärlich, dass die Neubesiedelung der Stadt und Umgebung durch Deutsche etwa 300 Jahre später so leicht und rasch vor sich gehen konnte. Eines ist hierbei bedauerlich. Die Slaven herrschten gerade zu jener Zeit vor, wo die Benennungen der Orte und Städte vielfach in Urkunden verzeichnet wurden. Die Namengebung ist also auf slavischer Grundlage aufgeführt, obwohl

die Deutschen aus diesen Gebieten nie gewichen sind und immer der intelligentere Theil der Bevölkerung waren. Doch gab es vor dem Einfalle der Slaven nach Mähren noch keine Ortsnamen für Dörfer und Städte, die damals in deutscher Sprache hätten klingen müssen, und nach der Wiederberufung der Deutschen nach Mähren durch König Ottokar fanden die Deutschen schon von den Slaven den Orten beigelegte Namen, denen sie sich wohl oder übel anpassten. Aus den Umständen der Namengebung für unsere Siedelungen entspringt ein matter Schein der Berechtigung, dass unser heimatlicher Gau slavischen Besitzstand vorstelle. Wie wir gesehen haben, ist dieses Gebiet seit Jahrtausenden deutsches Besitzthum, von dem der Deutsche niemals ganz gewichen ist und niemals weggedrängt werden konnte und sicherlich nicht weggedrängt wird, und dem in einem den Slaven zufällig zu Gunsten kommenden Zeitabschnitt von kaum 400 Jahren vorübergehend ein slavisches Gepräge aufgedrückt wurde.

Nachdem Karl der Große dem Avarenreiche i. J. 796 ein Ende gemacht und die Magyaren am Lechfelde i. J. 955 von Kaiser Otto besiegt worden waren, kam auch für unseren Gau eine friedlichere Zeit, seit die Babenberger die Ostmark (Oesterreich) verwalteten. In diese Zeit fallen die Gründungen der Stifte und Klöster, Kirchen und Burgen von Znaim und Umgebung. Auch kommt der Name der Burg Znaim in dieser Zeit zum erstenmale 1048 vor. Vier Jahre später erhielt Conrad, der Sohn Břetislavs die Znaimer Provinz zur Verwaltung. Er war ein deutsch gebildeter Mann, der die Deutschen bei jeder Gelegenheit bevorzugte.

Seine Beamten waren durchwegs Deutsche, ebenso die Burgbediensteten. Jetzt stand hier schon eine gewaltige Burg mit einem mächtigen Wartthurm. Das Thor befand sich an der Ostseite, eine Pforte war aus dem Thajathal „Grube" auf Stufen erreichbar. Die Bewohner der Burg waren frei, Grund und Boden landesfürstlich. Die zum größten Theile noch aus Holz gebauten Häuser des Burgfleckens waren von keiner Mauer umgeben. Er hatte schon Marktgerechtigkeit, die Mauth wurde in der Burg eingehoben. Um den Burgflecken (Altstadt) lagen die Siedelungen: Am Tränkberg Ugezdez, gegen Mannsberg Bala, gegen Zuckerhandl Ungardorf, gegen Bruck Chulchow und Chegost.

„1145 wurde die Burg von Herzog Wladislav I. zerstört. 1215 fand in der hergestellten Burg der Landtag statt, von

hier aus wurde die Erweiterung der Stadt im Jahre 1226 von König Ottokar I. beschlossen und das deutsche Element, welches immer mehr Macht und Ansehen in Stadt und Land errungen hat, durch Heranziehung verwandter Abkömmlinge aus Baiern, Sachsen, Franken und Thüringen vollends zur Herrschaft berufen. Es verschwand die letzte Spur der slavischen Art in Südwestmähren unter der mächtigen Einwirkung des deutschen Geistes, der seither durch beinahe 700 Jahre dieses Erdenfleckchen durch Fleiß und Klugheit in einen Garten verwandelt hat als Unterpfand für seine Treue gegen sein Volk, Gott und Vaterland! Und niemand soll es ihm auch fernerhin entwinden!"

Anton Vrbka.

Von Malbäumen und Rolandsäulen.

Ich weiß, daſs ich hieng
Am windigen Baume
Neun Nächte.
Vom Speere verwundet
Dem Odin geweiht,
Mir selber, ich selbſt!
Am Aſte des Baumes,
Dem man nicht anſieht,
Aus welcher Wurzel
Er entſproſs.
Sie boten mir nicht Brot, noch Meth;
Da neigt ich mich nieder,
Auf Runen ſinnend;
Lernte ſie ſeufzend,
Endlich fiel ich zur Erde
Hauptlieder, neun, lernte ich,
Von dem einzigen Sohn meines Vaters.

Die Edda.

Was uns an dem Leben der alten Deutſchen ſo ungemein anzieht und anheimelt, das iſt das tiefſinnige, dichteriſche Moment der germaniſchen Weltanſchauung.

Ich denke augenblicklich an den Weltenbaum, an die Weltesche, an den Baum Igdraſil.

Er trug Himmel und Erde, zwiſchen ſeinen Wurzeln entquoll der Urborn alles Lebens. Am Rande der Quelle ſtanden die Nornen, die Göttinnen des Schickſals, und entſchieden das Schickſal der Sterblichen. In den Zweigen des Baumes wohnten die Götter, ſowie ſich einſt Donar ſelbſt „am windigen Holze“ opferte. In den Zweigen des Weltenbaumes ſtand auch die Ziege und äste von den Knoſpen desſelben. Ihre Milch träufelte auf eine goldene Schale, wo ſie ſich in Meth verwandelte. Mit dieſem Getränke löſchten die Einherier Wuotans den gewaltigen

Durst. Ein Stellvertreter der Weltesche wurde immer auf die geheiligten Stätten der Germanen gepflanzt als Symbol derselben, als Wahrzeichen der Gegenwart Gottes und als ein Mal (Zeichen) der Gerechtigkeit. Diese Stätten hießen Malstätten, sowie jener Baum Malbaum hieß, und waren geheiligt durch die Gräber der gefallenen Helden (Hünengräber). Hier kam das Volk zusammen zu glaubensthümlicher Feier, zur Berathung über Krieg und Frieden, zum Markte, zum Abschluss von Kauf und Ehe, zur Feier der Freude und der Trauer.

Aller Augen richten sich nach dem Malbaume, in dessen Zweigen die Götter rauschenden Rath hielten, dessen Wurzeln die Wohnung der geschiedenen Helden umklammerten. Verdorrte einst der Malbaum, so hieng man an den Strunk die Abzeichen der Gerechtigkeit: Kugel, Schwert und Schild. Später errichtete man nur solche Schwert- oder Schildpfähle. Sie hatten die Bedeutung der Malbäume, sie waren in Glaubens- und in rechtsthümlicher Hinsicht das heilige Wahrzeichen der Germanen: „Soweit das Schwert reicht und der Schild blinkt!“ Noch später errichtete man Holzsäulen mit den Abzeichen der Gottheit, mit einem eingeritzten oder rohgeschnitzten Bilde derselben und nannte diese Stellvertreter der Malbäume: Irmensul, d. i. die Säule des Glänzenden, des Göttlichen.

Als das Christenthum diese altheidnischen Erscheinungen seiner Lehre anzupassen versuchen musste, da behielt man die Idee der glaubens- und rechtsthümlichen Wahrzeichen bei, schied aber ihre Bestimmung ganz scharf. In glaubensthümlicher Hinsicht entstanden die Heiligenstatuen, in rechtsthümlicher Hinsicht die sogenannten Rolandsäulen. Die ältesten Säulenheiligen der hl. Dreifaltigkeit, Hirmon, Sebastian, Florian, Johannes (später Johann von Pomuck), Leonhard, Barbara und Marie.

An den Aufenthalt der Götter in den Zweigen erinnert heute noch zum Beispiel die Benennung die Kirche „Maria unter den Weiden“ in Zulb, Marterſäulen, die schlank emporragenden Äste eines Baumes zeigen, auf denen die Wolken ruhen, die wieder der heiligen Dreifaltigkeit als Fußschemel dienen. Eine sehr alte Säule ist die Florianisäule in Rauſenbruck (1340).

Gar oft finden wir in unseren Ortschaften alte Bäume, unter denen eine alte Statue, ein rothes Kreuz oder ein verblasstes Heiligenbild Platz gefunden hat. Auch die hölzernen Glockenstühle unter den ragenden Dorflinden erzählen von dem Kampfe der heidnischen Götter mit dem Geiste des Christenthums.

Forschen wir genauer nach, so finden wir, dass schon vor hunderten von Jahren ein uralter Baum durch den jetzt auch schon dahinsiechenden an Ort und Stelle ersetzt worden war. Die Ahnung von einer Ursiedelung und ihrem Malbaum wird immer klarer und erhält den Wert großer Wahrscheinlichkeit, wenn wir an dieser Stelle vorkundliche Funde machen.

Das Wahrzeichen der Gerechtigkeit, die Rolandsäule hat bei uns ebenfalls erkennbare Spuren zurückgelassen. Man zierte die Rolandsäule anfangs mit dem Schwerte und der Kugel, später pflanzte man auf die obere Platte einen Ritter mit gezücktem Schwerte. Dies führte zu der irrthümlichen Bezeichnung Rolandsäule.

Man darf in diesem Falle nicht an den Heerführer Karls des Großen denken, sondern an das altdeutsche Wort Ruotland (Landrecht). Rolandsäulen besaßen Gemeinden mit eigener Gerichtsbarkeit und Marktgerechtigkeit. Gar oft wurde als Ruotzeichen ganz einfach ein hölzerner Arm mit dem Schwerte an weithin sichtbarer Stelle oder an einer entsprechenden Säule ausgesteckt.

Nachdem das Christenthum so weit erstarkt war, dass es diese Uebergangsbehelfe nicht mehr so ernst beachten musste, verwandelte sich die Ruotsäule in eine Schand- oder Prangersäule. Am nachdrücklichsten bekämpft man aber das feindliche Element, indem man es lächerlich macht. Das heilige Wahrzeichen der Gerechtigkeit, das Abzeichen des Malbaumes und der Weltesche wurde zum Schandpfahl, an dem die Schuldigen, aber auch gar oft die Unschuldigen der Strafe und dem Gelächter überantwortet wurden. Seite 64, Heft 7 der Heimatskunde des Znaimer Landbezirkes heißt es: „An dem Mauerwerke des Rathhauses in Groß-Olkowitz (erbaut 1338) befindet sich als Abzeichen des letztgenannten Rechtes (selbständige Gerichtsbarkeit und Marktgerechtigkeit) ein hölzerner Arm mit dem Richtschwerte in der Hand. Auch Ueberbleibsel eines Prangers sind vorhanden. Dieser bestand aus einer auf einem Deckel ruhenden Säule, an welcher ursprünglich das Abzeichen der Gerichtsbarkeit angebracht war, wie man solche Pranger in manchen alte Städten oder Marktflecken heute noch vorfindet (Joslowitz.) Von einem derartigen Denkmal ist in Groß-Olkowitz noch ein Ueberbleisel vorhanden, es ist ein Stück der Prangersäule, welche gegenwärtig an der Rathhausecke als Straßenstein (Eckstein) dient."

Auch in Schattau und Prosmeritz findet sich Aehnliches. Wenn nun noch immer Spuren jener uralten Malbäume in unseren Dörfern zu finden sind, so sollten wir umsomehr in den heutigen Zeitläufen des Kampfes mit dem Slavismus für allseitige Errichtung jener alten Wahrzeichen Sorge tragen und dies aus folgenden Gründen: Ein Malbaum würde für uns die Bedeutung des Wahrzeichens der Ansiedelung der Deutschen in diesem Gaue sein, eine immer vor Augen stehende Mahnung, dass wir diesen Grund und Boden mit allen unseren Kräften deutsch erhalten müssen, er würde die Feinde ernst abmahnen, unser Herz in nationaler Beziehung inniger fühlen lassen, wenn wir dieses Zeichen der deutschen Art zwischen den rothen Ziegeldächern der heimatlichen Dörfer gegen den Himmel ragen sehen möchten. Aber auch als Vereinigungspunkt von Jung und Alt, wie es in alten Zeiten Sitte war und die Dichter so oft besungen haben, würde es für unser Volksthum von großer Bedeutung sein. Nicht zuletzt wäre so ein Baum ein pietätvolles Denkmal für die Altvordern, seine Blätter aber möchten uns bei Tag und Nacht zuraunen: „Gedenke, dass Du ein Deutscher bist."

Welcher Art ein solcher Malbaum sein sollte, ist unschwer zu entscheiden. Gegen die Linde möchte ich mich aus streng nationalen Gründen aussprechen, weil die Linde auch den Slaven ein nationaler Baum war, die Eiche ist aus praktischen Gründen nicht zu empfehlen, weil sie im Dorfgrunde schlecht wachsen würde. Ich greife also zurück bis zur Esche, sowie umgekehrt einst an Stelle der Esche die Linde und die Eiche als Malbaum traten.

Einen ähnlichen Gedanken äußert Lippert in seinem Buche: „Deutsche Festbräuche": „Darum sollte gerade jedes Dorf in einer der Zeit entsprechenden Weise zu seiner „Linde" und seinem Dorfplatz zurückkehren. Dorflinde und Dorfplatz werden nicht mehr wie ehedem Stätten der seligen Geister werden können, aber sie könnten, in sorgfältigere Pflege genommen und entsprechend benützt, wieder die äußeren Zeichen höheren Gemeinsinnes werden."

Setzt man Missionskreuze, Jubiläumsbäume, Kaiser Josef-Bäume ꝛc., so ist auch ein Baum, wie ich ihn im Sinne führe, umsomehr am Platze, als er ein Wahrzeichen deutscher Art und Sitte ist. So schließe ich mit den Worten Goethes: „Ursprünglich eigenen Sinn lasse Dir nicht rauben!"

Anton Vrbka.

„Oesterreich, wie es ist.“

1828. Von Charles Sealsfield.

Als Professor Faust in Baltimore sein vorzügliches Buch über Sealsfield herausgab, wurde viel über die von Sealsfield anonym herausgegebene Schrift „Austria as it is“ oder in französischer Uebersetzung „L'Autriche telle qu'elle est“ gesprochen und geschrieben. Da aber Faust selbst nur zwei Exemplare jener Schrift mit englischem Texte constatieren konnte, eines im Besitze der Bibliothek des britischen Museums in London und eines im Besitze der Library Company of Philadelphia, die französische Uebersetzung in Oesterreich auch höchst selten ist, gereicht es den Freunden Sealsfields sicher zur großen Freude, dass ich hiermit constatiere, es befinden sich beide Schriften (das Buch in englischer und französischer Sprache) im Besitze der Volksbibliothek der Stadt Znaim. Das englische Original wimmelt von Fehlern, so steht dort z. B. statt Znaim: Zuayra, statt Iglau: Fylan ꝛc. Dieselben Fehler sind in der französischen Uebersetzung stehen geblieben, ein Beweis, dass der Autor weder die englische Ausgabe selbst corrigiert, noch die französische Uebersetzung besorgt habe. Dass Sealsfield aber der Autor jener englisch geschriebenen Schrift ist, wissen wir bestimmt. Dies bekannte er offen zu Elise Meyer und zu dem ungarischen Schriftsteller Kertbeny. Auf dem Titelblatte eines Theiles der Uebersetzung des II. Bandes von Sealsfields „Vereinigte Staaten von Nord-Amerika“ (Americans as they are) lesen wir ausdrücklich, dass dieses Werk von demselben Verfasser herrührt, als „Austria as it is“.*)

*) Das Buch Sealsfields „Die Staaten von Nordamerika“ ist zuerst deutsch erschienen, und wurde der Text von Georg Bunsen, Nepomuk Scheible und Dr. Müller durchgesehen und trägt den Titel:

„Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika“, nach ihrem politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse betrachtet. Mit einer Reise durch den westlichen Theil von Pennsylvanien, Ohio, Kentucky, Indiana, Illinois, Missouri, Tenessee, das Gebiet

Ueber die Schicksale dieses „bei Tod durch Henkershand" verbotenen Büchels in Oesterreich selbst, will ich einiges vorführen. Zuvor erwähne ich erst, dass Kertbeny von einer schwedischen und spanischen Uebersetzung des Buches berichtete, wovon Professor Faust nichts nachweisen konnte. Wohl hat das Buch ein ungeheueres Aufsehen erregt, weil es höchst rücksichtslos und mit tiefgehender Sachkenntnis geschrieben ist. Vergebens fahndete die Geheimpolizei nach dem Autor, derselbe blieb ihren Armen für immer entrückt. Als Kertbeny dem Sealsfield erzählte, dass nicht nur Oesterreich, sondern der ganze Deutsche Bund das Buch verfehmte und dabei durchleuchten ließ, dass er den Autor ahne, sagte Sealsfield trocken: „Nun, dies war das erste Buch, das ich je drucken ließ". Wir müssen das Buch als ein Selbstbekenntnis auffassen, was Sealsfield als Jüngling und Mann unter dem Drucke des Metternich'schen Systems in Oesterreich leiden musste.

Es wurde aber auch mit Erfolg versucht, diese heil- und gottlose Wirtschaft Metternichs aufs empfindlichste bloßzustellen. Deshalb galt es in Oesterreich als Hauptverbrechen, jenes Buch zu besitzen oder zu seiner Verbreitung Beihilfe

---

Arkansas, Mississippi und Louisiana. Von C. Sidons, Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1827. I. Band, 206 Seiten. II. Band, 247 Seiten".

Noch im November 1827 reiste Sealsfield nach London, um eine englische Ausgabe des Buches über die amerikanischen Staaten dem Verlagsbuchhändler John Murray anzubieten, welche auch richtig, aber erst im Jahre 1828 unter dem Titel: „The United States of North-America as they are, in their political, religios and social bearings" erschien. Ein Theil des 2. Bandes der deutschen Ausgabe wurde von Murray nicht angenommen, erschien aber später bei Hurst, Chance & Co. in London unter dem Titel: „Americans as they are, described in a Tour through the Valley of the Missisippi". Hurst veröffentlichte auch im Jahre 1828 das Buch „Austria as it is". Die Bemerkung, dass „Austria as it is" von demselben Verfasser ist, wie „Americans as they are" (die Übersetzung eines Theiles des 2. Theiles von Sealsfields „Vereinigte Staaten) steht auf dem Titelblatte dieses letzteren Werkes. Dass Sealsfield „Austria as it is" sein „erstes Buch, das er je drucken ließ", nennt, ist von Kertbeny nach einem Gespräch mit Sealsfield verbürgt und ist zu lesen in Kertbeny's Erinnerungen an Sealsfield, Brüssel, Leipzig 1864, pag. 27, 29. — Wieso es kommt, dass Sealsfield „Austria as it is" als sein „erstes Buch, das er drucken ließ", bezeichnet, obgleich die „Vereinigten Staaten" ein Jahr früher erschienen, bleibt unaufgeklärt.

gelristet zu haben. Ueber die Schicksale der Verbreitung dieses Buches berichtet uns Dr. Weiß sehr eingehend. Ich will nur das Wichtigste hervorheben.

Der dieses Pamphlet betreffende Fascikel im Archiv des Ministeriums des Innern enthält zunächst eine Anzeige an den Präsidenten der obersten Polizeibehörde, Graf Sedlnitzky, vom Polizeioberdirector Alois von Persa. Es ist die Rede von einer in Paris erschienenen Schmähschrift, welche von den Buchhandlungen Gerold und Schaumburg unter vieler Vorsicht nur an verlässliche Kunden veräußert worden sei. Die Schrift wird ein „dreistes, verleumderisches Libell" genannt. Es wird vermuthet, dass mehrere Exemplare schon verkauft worden seien und mehrere noch vorräthig gehalten werden oder nach Ungarn geschickt worden wären. Zum Schlusse dieser vom 10. October 1828 datierten Anzeige wird ersucht, die von Brockhaus in Leipzig geplante deutsche Uebersetzung verhindern zu wollen. Auf Anordnung Sedlnitzkys wurden die Vorräthe jener zwei Buchhandlungen durchsucht; mit welchem Erfolge, wissen wir nicht.

Professor Faust meint, aus dem Umstande, dass im Archiv des Ministeriums keine auf unser Buch bezüglichen, weiteren Acten vorhanden sind, schließen zu können, es gab fernerhin keinen Anlass, die Sache weiter zu verfolgen. Die Zahl der eingeschmuggelten Exemplare wird sich also kaum wesentlich vergrößert haben. In den bezüglichen Acten ist nur die Rede von der Anstößigkeit der Schrift, wird von der Einschränkung ihrer Verbreitung gesprochen, nirgends aber wird von ihrer gefährlichen Wirkung Erwähnung gethan.

Der Titel der englischen Schrift, die nach einem Briefe Cooley's dem Grafen Sedlnitzky schon früher bekannt sein musste, lautet:

„Austria as it is", or „Sketches of Continental Courts by an Eyewitnes", London 1828, Hurst, Chance et Co. Der Titel der später erschienenen französischen Uebersetzung (Spätsommer 1828) ist: „L'Autriche telle qu'elle est, ou Chronique secrète de certains cours d'Allemagne, par un témoin oculaire, Paris. A. Bossange, Rue Cossette, Nr. 22, 1828."

Die niederländische Uebersetzung trägt den Titel:

„Oostenrijk, zoo als het thans is onder de regering van prins Metternich en keizer Frans II., of geheime

Kronijk van zekere duitsche hoven. Door een Ooggentuige." Te Leeuwarden, bij Steenbergen von Goor 1830."

Man sieht schon aus der Thatsache, dass das Buch in mindestens 3 Sprachen erschienen ist, und dass nach 2 Jahren noch eine Uebersetzung erschien, welches heute fast unbegreifliche Aufsehen, diese politische Tendenzschrift erregt haben muss.

Weil diese Schrift so schwer zugänglich ist, wähle ich das Capitel über die Erziehung in Österreich, um die interessantesten Stellen herauszuheben. Sie regen zu zeitgemäßen Betrachtungen an. Professor Faust hat dieses Thema sehr stiefmütterlich behandelt, bei ihm treten mehr die politischen Persönlichkeiten jener Zeit in den Vordergrund.

Ich halte mich an die französische Uebersetzung.

Seite 90. „Unter Karl VI. und seinen Nachfolgern zählte man ungefähr 30.000 Studierende an der Universität zu Prag, heute sind ihrer nur 9000. Sie empfangen eine Unterweisung, welche den Professoren durch den Kaiser vorgeschrieben wird, als er 1825 zu ihnen sagte: „Ich will, dass meine Studenten alles das lernen, was zum gewöhnlichen Leben nöthig ist, hauptsächlich aber das, was sie meiner Person und ihrer Religion näher bringt. Es ist nicht angezeigt, den Kopf der jungen Leute mit allerlei Wissenskram zu beschweren, was ihr Gehirn nur in bedenkliche Unruhe versetzt." Die einzige, freie Wissenschaft ist die Medicin. Die anderen Disciplinen erhielten seit 1822 eine Schlappe, die sie nicht verschmerzen werden, solange der Kaiser regiert.

Unter den Lehrern der Universität ragte der Professor der Philosophie, Bolzano, durch sein Wissen mächtig hervor. Einige von ihm veröffentlichte Werke athmen echten Patriotismus und die edelsten Gedanken. Plötzlich wurde er verhaftet und einem geistlichen Tribunal unterstellt, dem ein Erzbischof präsidierte. Er sollte sich gegen die Anklage der Ketzerei vertheidigen. Der würdige Prälat, ein schlichter und guter Mann, der von jedermann geachtet wurde, gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als er diesen Process leiten sollte. Aus dem Labyrinth von Unsinn hätte kaum der Papst trotz seiner Unfehlbarkeit einen Ausweg gefunden. Trotzdem gelang es ihm, den Professor von der Anklage des Irrglaubens freizusprechen. Aber alle seine Bemühungen im Vereine mit denen des Adels vermochten nicht, dem Professor den Lehrstuhl der Philosophie zurückzuerobern. Der Kaiser sagte zur Prinzessin L . . . . y, welche sich für Bolzano verwendete:

„Sprechen Sie nicht von diesem Menschen, er hat gefährliche und ausschweifende Grundsätze".

Einer seiner Schüler, Professor der Theologie im Seminar zu Leitmeritz, gieng noch weiter. Er behauptete, dass jene Lehren, welche der menschlichen Vernunft unfassbar sind, unmöglich auf göttliche Vorschriften gegründet sein können. Diese kühne Behauptung wurde in der Hauptstadt bekannt. Da begaben sich der Beichtvater des Kaisers, M. Frint, und zwei Commissäre in das Seminar, nahmen den Professor gefangen und schleppten ihn unter Escorte nach Wien, wo er bei den Liguorianern ins Gefängnis geworfen wurde. Der Bischof, unter dessen Augen der Scandal sich abwickelte, wurde seines Amtes entsetzt und bei den Kapuzinern interniert. Dies dämpfte ein wenig den Eifer der Gelehrten und sie verließen nicht mehr so leicht den breitgetretenen Weg der vorgeschriebenen Methode.

Das Erziehungssystem ist in Oesterreich überall dasselbe. Ich will kurz andeuten, wie man es in Böhmen treibt. Man zählte außer der Universität in Prag, 3 Lyceen oder Collegien und 25 Gymnasien oder Lateinschulen.

Die Universität wird von einem Oberdirector geleitet, dem 4 Directoren unterstehen. Zwei von ihnen, nämlich die Professoren der Philosophie und der Theologie, sind dem geistlichen Stande entnommen. Alle bleiben nur 1 Jahr in diesem Amte. Die Directoren der Gymnasien und der Lyceen gehören auch dem Clerus an. Sie sind vom Gouverneur abhängig und legen ihm Rechenschaft über ihr Gebahren. Die Elementarschulen sind auch in der obersten Leitung einem Mitgliede des geistlichen Standes untergeordnet. Auch dieser oberste Leiter der Elementarschulen ist der Regierung verantwortlich. Jedwede Privaterziehung ist verboten. Aus der Elementarschule tritt der Knabe in die Lateinschule. Die ersten 4 Jahre macht er einen Cours durch in Latein und Religion, die 2 folgenden Jahre betreibt er das Studium von Auszügen aus lateinischen Autoren und die Elemente der griechischen Sprache. Religion, Mathematik, Geographie und Geschichte umfassen je 2 Stunden wöchentlich. Jedes Gymnasium hat einen Präfect, 6 Professoren und einen Theologen. Am Gymnasium beendet man die Studien in 6 Jahren. Dann übertritt der Schüler auf die Universität. Das erste Jahr ist geweiht der Philosophie, der Theologie, der Geschichte, der Mathematik und dem Griechischen. Das zweite

Jahr ist denselben Disciplinen bestimmt mit Ausnahme der Mathematik, wofür man Physik und Astronomie substituiert, im dritten Jahre endlich wird die Geschichte des Deutschen Reiches studiert. Es ist weder den Professoren, noch den Schülern gestattet, die Studienordnung zu umgehen. Nach diesen drei Jahren wählt der Student zwischen dem Studium der Jurisprudenz, der Theologie und der Medicin. Wenn er sich für die zwei ersteren Fächer entscheidet, kann er das Studium in vier Jahren vollenden, studiert er Medicin, so wird er in drei Jahren mit dem Studium fertig.

Die ganze Studierzeit nimmt also dreizehn, für die Medicin zwölf Jahre in Anspruch Hier sind im Original und auch in Faust's Büchern Rechenfehler. Die Bücher für die verschiedenen Classen, ausgenommen jene für Medicin, sind unter irgend einem Hofrathe in Wien gemachte Compilationen. Sie sind abhängig von den Launen des Hofes, unterworfen dem momentanen Einfalle irgend eines neu gewählten Hofrathes. Diese Bücher sind die stupidesten und ungeheuerlichsten Producte, welche jemals eine Druckerei verließen. Die Professoren müssen sich nach diesen Scharteken bei Strafe der Entlassung genau richten.

Zu Ostern und Ende August finden Prüfungen statt. Besteht der Student die Prüfung, so steigt er übers Jahr in die nächst höhere Classe auf, sonst aber wird er solange in derselben Classe zurückbehalten, bis er seine Lectionen auswendig kann. Ein junger Mensch, welcher diesen langwierigen Studiengang mitgemacht hat, weiß von Allem etwas, im Ganzen aber nichts. Er vergisst regelmäßig das eine Jahr, was er in dem anderen gelernt hatte.

Von einer freien Entfaltung der Geisteskräfte kann keine Rede sein, ja sie ist gegen die Instruction der Professoren. Während der ganzen Studienzeit wird der Student mit peinlicher Genauigkeit überwacht, seine Professoren sind Spione ex officio. Er ist verpflichtet, sechsmal im Jahre seinem Beichtvater zu beichten. Seine Gewohnheiten, seine Neigungen, seine guten und schlechten Eigenschaften, alle seine Bewegungen werden beobachtet und sorgfältig in einem Buch verzeichnet, welches im Archiv der Anstalt deponiert wird. Eine Copie wird nach Wien und eine in die Hauptstadt der Provinz geschickt.

Je weiter er in seinem Studium fortfährt, desto strenger wird die Überwachung.

Man beobachtet seine Lieblingslectüre und sucht sein Urtheil über die Classiker zu erfahren. Man hat Sorge, zu erfahren, was er über Cato und Brutus denke, sein Urtheil über berühmte Männer bildet nicht das letzte Object der erbärmlichen Spionage.

Wählte der Student Jurisprudenz, dann wird er einem sehr strengen Examen unterworfen: Seine Ansichten über die natürlichen Rechte der Menschen und des Herrschers sucht man auf alle erdenkliche Weise ihm zu entlocken.

Hat der Student die Studien vollendet, so geräth er in gänzliche Abhängigkeit von der Regierung, ob Jurist, ob Theologe. Sein vergangenes Leben liegt offen vor seinen Vorgesetzen. Hat er nur die geringste Veranlassung zu Verdacht gegeben, oder offenbart sich auch nur der geringste Schein von liberalen Ideen, dann kann er überzeugt sein, dass er niemals dem Kaiser dienen wird, oder ein Advocatenpatent erringt, mögen seine Talente noch so groß sein.

Wandte er sich an die Regierung mit der Bitte um eine untergeordnete Stellung, so spielen seine Vorgesetzten abermals die Spione der Regierung. Wehe ihm, wenn er ein unbedachtes Wort sprach! Dann ist an ein Vorwärtskommen nicht mehr zu denken, sehr leicht kann er seine Stelle für immer verlieren. Von den Vorgesetzten kann er keine Nachsicht erwarten, weil man solche Schwäche als strafbare Fahrlässigkeit auffasst, was den Verlust des Amtes unbedingt zur Folge hat" (Seite 97).

Unwillkürlich fragen wir uns: Mischt sich nicht unter den aus den 30er Jahren herüberwehenden Modergeruch ein wenig neuzeitliche Luft als eine nicht gar so sehr entfernte Verwandte?

Anton Vrbka.

An der Thaja.

Heiß, doch herrlich war der Sonntag;
In der Schenk' „zum Rabensteine"
Weilen frohe Menschenscharen,
Sich im Schatten alter Linden
An dem kühlen Tranke freuend.

Fiedeln klingen und die Trommel,
Uebertönt von Kinderjauchzen
Heitern Scherzen, frohem Lachen;
An dem nahen Badeplatze
Tauchen ihre müden Glieder
Viele in die kühlen Fluten,
Andre schaukeln in dem Nachen,
Oder wandeln heitrer Laune
Auf und ab, den Klängen lauschend —
Bis am Waldeshang im Westen
Sich der Dämm'rung Schatten senkten.

Und des lärmend Volksvergnügen
Heiter lebensfroh Gewoge
Schmetterte in hellem Jubel
Bei dem Zischen der Raketen
Und dem Glanz der Feuersonnen,
Welche ihre Pracht entflammten
Heut' „zu Ehren aller Annen". — —

An den Hängen wecket manchmal
Leiſe ſich ein perlend Echo . . . . .
Ueber Bäume und die Sträucher
Huſchen rothe Lichtreflexe,
Huſchen über manches Pärchen,
Das in ſüßer Minne Koſen
Sich vom Trubel weggeflüchtet . . . .

Mählig ſtiller wird's und ſtiller;
Volks- und Muſiklärm verſtummet
Und die Lichter löſcht das Dunkel.

Auf der Straße — wohl verſpätet
Zieht ein Wand'rer eilig heimwärts. —
Lautlos flattert noch ein Vogel
Durch die Nacht mit haſt'gen Schwingen,
Und dann Ruhe nur und Stille . . . .

Bei dem großen hehren Schweigen
Zieht es durch die regen Sinne
Wie ein tönend Zaubermärchen . . . .

Von den breiten Waſſerſpiegel
Wallen feuchte dunkle Nebel,
Kräuſeln ſich zu weißen Flocken —
Formen ſich zu grauen Tüchern —
Treiben ſtückweis längs den Hängen,
Die zu geiſterhaftem Leben
Seltſam lautlos ſich bereiten. —
Immer dichter, ſtärker wogt es,
Ballt zu Stämmen ſich gleich Rieſen,
Formet Dickicht — wildes Strauchwerk;
Undurchdringlich ſcheint der Wald rings.
Riſſig, ohne Zwang vom Menſchen,
Zeigen ſich der Thaja Ufer.
Flüſternd zu dem hohen Schilfe

Neiget wirr ſich Weide, Erle
Dicht verwebt mit Blumenranken. — —
Seltſam flirrt es in den Lüften;
Von dem Dunſte weiß verſchleiert
Taucht hervor die Mondesſcheibe;
Alles ſchimmert rings in Silber. —

Hoch am rauhen Bergeshange
Regt der Felſen „Rieſenkopf“ ſich,
Blickt hinab zum Waſſerſpiegel,
Wo auf bleicher Roſen Blättern
Sich die ſchöne Nymphe wieget
Und in Zaubermelodien
Eine Weiſe, ſinnverwirrend
Von verborgnem Liebesſehnen
Mit dem Schilfgeflüſter tönet . . . .
In der blonden Locken Fülle
Glänzen — hell wie Edelſteine —
Unzählbare Waſſerperlen. — — —

Aus dem grünen Erlenbuſche
Guckt des böſen Gnomen Antlitz;
„Rabe“ rufen ihn die Brüder.
Hauſet in dem Felsgeſteine

Unterhalb der ſtillen Klauſe
Wo der weitberühmte Siedler
„Elias der Fromme“ wohnet.
Der hat manchen Strauß gekämpfet
Mit dem Belzebub, dem Böſen;
Nichts ſtört jetzo ihm die Ruh mehr. —

Hie und da ein Rauſchen, Flüſtern
Durchs Gezweig — wie traumverloren. —
Lebhaft wird's dann in der Runde
Bis des Mondes ſanfte Strahlen
Hehre Ruhe neu ergießen . . . . . .

Feucht gehts durch die Bäume, fröſtelnd
Fürs Gethier und für die Blumen
Wie ein ſchwerer Alp im Traume.
— — — — — — — — — — — — —
Von der Ferne klingt's verloren
Wie das Krähen eines Hahnes --
Wieder ziehet durch die Bäume
Ein verſtärktes Dämmerrauſchen. —
Leiſe ſchaukelt ſich der Nachen
In dem Schilfe an dem Pflocke. — — —
Mählig bläſſer wird das Mondlicht.

Spielend treiben Nebelſtreifen
Mit den unruhvollen Schatten
Myſtiſch eiliges Getändel . . . .

Seltſam! leiſe, tiefvibrierend
Setzt ein Ton ein — klingend, ſchwingend —
Dann ein zweiter — wie erwachend,
In der Seele harmonierend — —
— — — — — — — — — — — — —
Haſtig rührt ſich's in den Lüften,
Schlingend, treibend, ſchwankend, wirbelnd,
Und nun hebet ſich die Briſe;
Trübe graue Nebelfetzen
Weht ſie formlos aus dem Thale. — —

Hier ein Zwitſchern, hell und freudig;
Dort ein Schrei, wie neue Raubluſt,
Und dazwiſchen, hell und volle,
Glockenklang vom Pöltenberge . . .

Fern im Oſten heller Lichtſtrahl;
Mählig roth und röther flammend
Wird die Erdengottheit ſichtbar,
Blitzt in tauſend blanken Fenſtern,

Neckt die Fahnen auf dem Rathsthurm
Weckt das Thal aus seinem Traume . .

Vor dem hehren goldnen Lichte
Flieht des Nebels Spuk und Zauber
Wild zerflatternd; und vom Morgen
Keusch umschlungen, neugeboren,
Ruht — ein Bild verklärten Friedens —
Jugendschön die Thajalandschaft.

K. W . . . . . .

Unser neues Theater.

Schon in den Sechziger-Jahren entsprach das alte Znaimer Theatergebäude, das sich neben der im Jahre 1893 demolierten Ottokarkaserne befand, nicht mehr den Anforderungen und wurden vielfach Stimmen über einen Theaterneubau laut. Als aber im Jahre 1892 das Theatergebäude über Auftrag der k. k. mährischen Statthalterei, vielfacher Mängel und Gebrechen halber, gesperrt werden musste und die von der k. k. Statthalterei aufgetragenen Adaptierungen und Umänderungen einen zu großen Kostenaufwand verursacht haben würden, trat an die Gemeindevertretung die ernste Frage der Erbauung eines neuen Theaters heran.

Nach den Bestimmungen der neuen Theater-Bauordnung für Niederösterreich, die auch für Mähren maßgebend erklärt wurde, musste für das neue Theater ein Platz gewählt werden, welcher es ermöglichte, dass dasselbe von allen Seiten freistehend erbaut werden konnte. Dies war auf dem Platze, auf dem das frühere Theater sich befand aber nicht möglich, weshalb ein anderer Bauplatz ausfindig gemacht werden musste, was mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden war.

Diese Platzfrage, die sich wie eine Seeschlange durch Jahre hindurch hinzog, beschäftigte den Gemeindeausschuss vom Jahre 1895 bis zum Jahre 1898, in welch' letzterem Jahre man sich in der Ausschusssitzung vom 29. April endgiltig für den oberen Theil des Salisplatzes als Theaterbauplatz aussprach. Für die anderen Theaterbauplätze als: obere Allee neben Cafe Corso, untere Allee oberer Theil neben der Landesoberrealschule, Michaelerplatz, untere Allee unterer Theil zwischen dem Hause des Herrn Victor Hübner und den Schweighofer'schen Häusern, untere Allee Front gegen den Salisplatz, untere Allee bezw. Stadtpark gegenüber dem Springbrunnen, Anbau zum Deutschen Bürgervereinshause und Marienplatz, war eine Majorität nicht

zu erzielen bezw. es konnten diese aus bautechnischen und wirtschaftlichen Gründen nicht in Berücksichtigung gezogen werden.

Für den Theaterbau wurden ursprünglich vom Gemeindeausschusse 85.000 fl. aus dem Sparcassareservefonde votiert, welcher Betrag im Vorjahre im Darlehenswege auf 130.000 fl. ergänzt wurde. Die Entnahme dieser Beträge aus dem genannten Fonde erhielt die Genehmigung der k. k. Statthalterei.

Zur Prüfung der verschiedenen Projecte, die von den Architecten August Fessler, Baurath Roth und Alexander Graf eingebracht wurden und zur Berathung der verschiedenen bautechnischen Fragen, wurde ein Theaterbau-Comité gewählt, das mit der Bausection und dem Bauamte gemeinschaftlich alle den Theaterbau betreffenden Fragen erörterte und seine Anträge und Vorschläge dem Gemeindeausschusse zur Beschlussfassung vorlegte.

Das Theaterbaucomité bestand aus den Herren: Alois Buchberger, Anton Ferd. Buchberger, Franz Dolezal, Johann Falubigl, Anton Haase, Dr. Heinrich Homma, Victor Hübner, Alexander Kulha, Dr. Anton Meister, Johann Muck, Wilhelm Streit und Dr. Johann Watzal.

In der Ausschusssitzung vom 31. Jänner 1899 wurde endlich das Bauproject des Herrn Architecten Alexander Graf, der das Theater um rund 130.000 fl. zu erbauen sich erbötig machte, angenommen und mit Ausschussbeschluss vom 26. Mai 1899 die Offertausschreibung zur Bauvergebung angeordnet. Nachdem jedoch die von den hiesigen Baumeistern Herren Johann Unger sen. und jun. und Josef Schweighofer gemeinsam eingebrachte Offerte den präliminierten Betrag um 4385 fl. 60 kr. überstiegen, wurde am 16. Juni 1899 beschlossen, den Bau in eigener Regie durchzuführen und Herr Oberingenieur Adolf Janisch zum Bauleiter bestimmt. Der Bau wurde sofort in Angriff genommen, noch im selben Jahre unter Dach gebracht und anfangs September 1900 inclusive Einrichtung 2c. beendet.

Dies die Vorgeschichte des Theaterbaues in gedrängter Kürze.

Auch sind rechts und links im Vestibule an den Wänden Marmortafeln angebracht, welche folgende Inschriften in Gold tragen:

„Zur Pflege deutscher Kunst errichteten dies Schauspielhaus die Stadtgemeinde und die Znaimer Sparcasse."

„Erbaut unter dem Bürgermeister Johann Brantner in den Jahren 1899/1900 nach den Plänen des Architecten Alex. Graf unter der Bauleitung des städtischen Oberingenieurs und Baumeisters Adolf Janisch."

Das Gebäude.

Das Gebäude steht mit seiner Längsachse in der Winkelhalbierungslinie des Salisplatzes und mit seiner Rückfront gegen die Kaiser Franz Josef-Schule.

Das Gebäude hat eine verbaute Fläche von 734·5 Quadratmeter, eine größte Länge von 38·15 Meter und eine größte Breite von 23·8 Meter. Es zerfällt in 2 Haupttheile: das Auditorium sammt Nebenräumen und die Bühne sammt Nebenräumen. Der Auditoriumssaal hat eine Länge von 13·20 Meter, eine Breite von 11·30 Meter und eine verglichene Höhe von 6·8 Meter. Die Bühne hat eine Länge von 7·5 Meter und eine Breite von 12 Meter.

Das Theater hat einen Fassungsraum für 572 Personen in nachstehender Vertheilung:

Parterre:	8 Logen à 5 Pers.	= 40	Personen
	158 Parterresitze	= 158	„
	120 Stehplätze	= 120	„
Galerie:	8 Logen à 5 Pers.	= 40	„
	84 Galeriesitze	= 84	„
	130 Stehplätze	= 130	„

Für diese Besuchsziffer stehen 7 Thüren, welche ins Freie führen zur Verfügung, so dass nach Schluss einer Vorstellung durchschnittlich nur 81 Personen eine Thüre zu passieren brauchen.

Das ganze Gebäude ist massiv hergestellt. Alle Mauern sind aus Ziegel und Stein hergestellt, alle Zwischendecken sind zum Theile Platzlgewölbe zwischen Traversen oder Monierdecken zwischen Traversen.

Die Dächer des Auditoriums und des Bühnenhauses sind ganz in Eisen hergestellt. Bei den Nebendächern liegt die Holzcementbedachung direct auf den gewölbten Decken und nur das Vestibuledach, das vollkommen für sich abgeschlossen ist, wurde in Holzconstruction hergestellt. Die Auditoriumsdecke ist ohne jedwede Holzconstruction vollkommen feuersicher herge-

stellt, indem dieselbe in Gypsmonier zwischen Traversen hergestellt ist. Die einzelnen Traversenfelder sind direct mit eisernen Zugstangen an dem eisernen Dachstuhle aufgehängt. Diese tragen wieder ihrerseits das schwächere Eisengerippe, auf welchem schließlich das Gypsmonier aufgetragen ist.

Gleich den Dächern ist die gesammte Galerieconstruction, sowie sämmtliche Bühnenmaschinerien in Eisen hergestellt.

Das ganze Haus ist mit einer Wasserleitung für Nutz- und Feuerwehrzwecke versehen. Zur Beleuchtung wird durchwegs elektrisches Licht verwendet, und zwar soll die Speisung später durch eine ganz directe Stromlieferung geschehen, während sie vorläufig an die Straßenbeleuchtung angeschlossen ist. Außer dieser Beleuchtung ist im Auditorium, in allen Stiegen und Communicationen die ventilierte Kerzenbeleuchtung als Nothbeleuchtung vorgesehen.

Das Auditorium, die Bühne, das Vestibule und das Foyer ist mit einer Luftheizung versehen, während die Bühnennebenräume mit einer Warmwasserheizung versehen sind, was den Vortheil mit sich bringt, dass einzelne Räume allein geheizt werden können.

Die Façade.

Was das Aeußere betrifft, so wählte der Architect den Styl der deutschen Renaissance, daher bietet sich dem Beschauer beim Eintritt auf den Salisplatz ein anheimelndes Bild. Die Facade zeigt in ihrem Vordergrunde ein reichgegliedertes Mittelrisalit, darüber erhebt sich der steilansteigende Giebel, der mit seinen aufstrebenden Fialen, welche schmiedeeiserne Bekrönungen tragen, ein recht leichtes Gepräge zeigt. An der obersten Endigung dieses Giebels prangt das Stadtwappen. In dem Fries des mächtigen Hauptgesimses befindet sich auf einer aufgetragenen Tafel in goldenen Lettern der Name des Gebäudes. Die Schlusssteinagraffen ober den Oeffnungen im ersten Stocke, sowie die Eckpostamente in der Attika ober den gequaderten Endlesenen zeigen Masken und andere Embleme, welche sich auf den Charakter des Gebäudes beziehen, in fein durchgeführter Bildhauerarbeit. Hinter diesem Giebel erhebt sich der Vestibuletract, charakterisiert durch das steil ansteigende Dach, das mit einem frei in die Luft ragenden schmucken Thürmchen endigt. Als gedeckte Unterfahrt dient, dem leichteren Charakter der

deutschen Renaissance entsprechend, kein schwer gemauerter Vorbau, sondern ein auf schmiedeeisernen Säulen ruhendes in den Formen der deutschen Schmiedearbeit ausgeführtes Vordach. Nach ruhiger Unterbrechung zu beiden Seiten dieses Hauptrisalites treten in mäßigem Vorsprung die seitlichen Stiegenrisalite vor, welche in ihrer äußeren Architectur, durch das tiefer gesetzte Fensterparapet den inneren Zweck als Stiegenraum zum Ausdruck bringen. In diesen Parapeten sind wieder in frei angebrachten stylisierten Wappen Embleme, auf die Schauspielkunst Bezug habend, angebracht.

Im Verfolg des weiteren Bildes erhebt sich nach dem in seiner Dachentwicklung tiefer bleibenden Mittelbau, der durch den aufgesetzten reich decorierten Ventilationsdom als eigentlicher Zuseherraum markiert erscheint, der wieder hoch aufstrebende Bühnenbau, auf dessen steilem Dache sich abermals ein spitzzulaufender Dachreiter erhebt, welcher gleichzeitig als Bühnenventilator (regulierbar vom Bühnenpodium) figuriert.

Ist nun die Seitenfacade des Gebäudes zufolge der knapp bemessenen Baukosten in einfachen Formen gehalten, so heben sich doch die Giebel des Bühnentractes wieder in reicher Weise hervor.

Das Innere.

Waren dem Verfasser des Projectes auch durch die ihm vorgezeichneten Kosten in seinen künstlerischen Zielen die Hände gebunden, so hat er es doch verstanden, die verfügbaren Mittel in das Innere zu concentrieren, denn heute wo das Theater in seinem Innern der Vollendung nahe ist, übt das Fertige auf den Besuchenden einen ganz anderen Reiz aus.

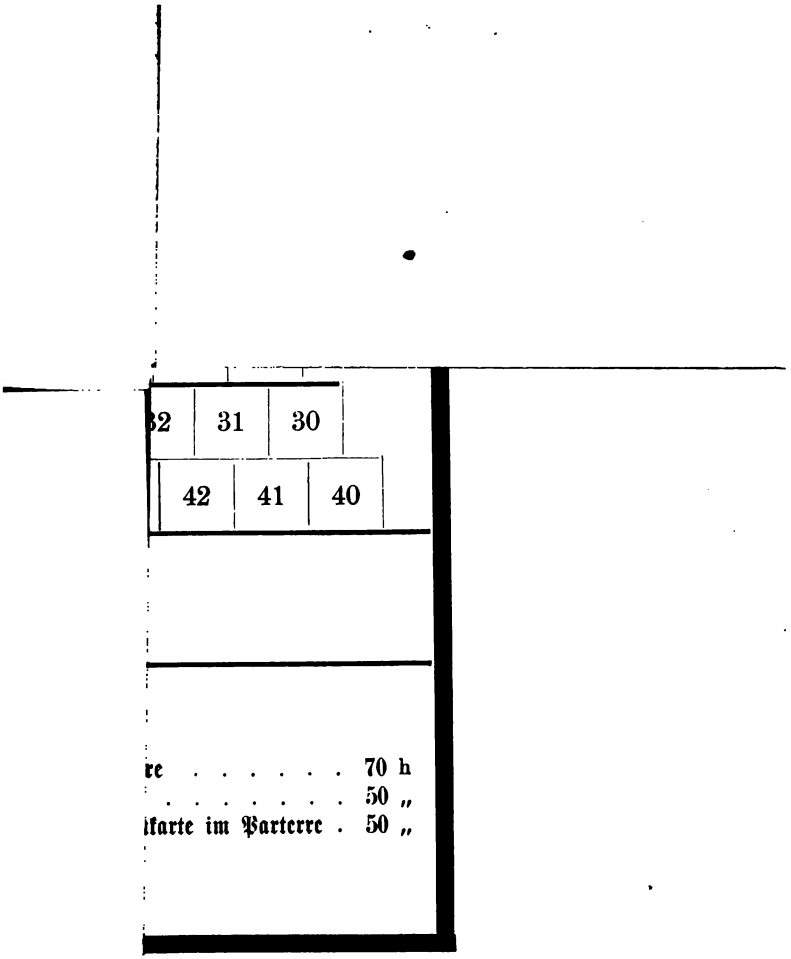
Durch die gedeckte Unterfahrt tritt das Publicum durch 3 Thüren in ein im Style der Wiener Barocke ausgeführtes Vestibule, das ebenso wie das Auditorium in Weiß, Roth und Gold gehalten ist.

In diesem Vestibule befindet sich beiderseits eine Casse, an welcher man vorüber durch 3 Thüren in den das Auditorium umlaufenden Corridor tritt, in welchem zu beiden Seiten je 1 Garderobe für das Parterrepublicum untergebracht ist.

Die Aufgänge zur Galerie gehen ebenfalls vom Vestibule aus und sind architectonisch reich betont, durch die Logenöffnung, welche zu den Treppen führt, flankiert von prächtigen Hermen,

welche der axialen Lesenenstellung des Vestibules malerische Abwechslung verleihen.

Steigt der Besucher die Galerietiege hinan, so tritt er in das zart getönte mit Emblemen und Ornamenten geschmückte Foyer, in dem auch zur Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse ein Buffet untergebracht ist. Von diesem Raume führen Thüren direct zu den Galeriesitzen, während das Logenpublicum die seitlichen Corridore benützt, um zu seinen Plätzen zu gelangen. Eine bezaubernde Wirkung übt das Innere des Hauses auf den Beschauer aus. Von leichten mit zierlichen Capitälen gekrönten Pilastern getragene Stichkappen, in ihren Endigungen durch reichvergoldete Ornamente geschmückt, vermitteln harmonisch den Uebergang zur Decke. Diese selbst, sowie das ganze Auditorium im Wiener Barock gehalten, zeigt eben so wie die Anlage des ganzen Raumes eine Zweitheilung, auch die Anlage der Logen, wovon je 8 in 2 Geschosse vertheilt, zu jeder Seite das eigentliche Proscenium bilden. Die Trennung dieses vorderen Theiles vom übrigen Auditorium bildet der reich decorierte Logenproscheniumsgurt an dessen Schluss eine Cartouche in aufgetragener Bildhauerarbeit angebracht ist, die die Verbindung mit dem Hauptmitteltheile des Plafonds der Ventilationsrosette vermittelt. Unter dieser, einer herabhängenden Krone vergleichbar, schwebt der in Glas- und Bronce gedachte Luster. In einem concentrischen Kreise um denselben umlaufend, sind in den Zwickelornamenten der Stichbogenkappen in feinfühliger Form Beleuchtungskörper hinein componiert, welche also als Sternenkranz die Hauptlichtquelle umgeben. Gegen das eigentliche Proscenium zu löst sich der Plafond in mehrere architectonische Felder auf, welche den einzelnen Logen entsprechen, deren mittlere zwei zu einem Felde zusammengefasst sind, welches ein Deckengemälde trägt. Als Abschluss gegen die Bühne selbst befindet sich der reiche Proscheniumsgurt, in dessen Schluss in einer Cartouche das Znaimer Stadtwappen dem Beschauer in die Augen fällt.


32
31
30
42
41
40
re . . . . . 70 h
. . . . . 50 „
karte im Parterre . 50 „

Die schönste patriotische
Volks- und Jugendschrift
ist
Kriegsnoth und Bürgertreue.
Eine Erzählung
aus der Zeit des 30-jährigen Krieges.
Von
Franz Netopil.
206 Seiten mit 21 Bildern.
Znaim. Verlag von Fournier & Haberler.
Preis 1 fl. 60 kr. incl. Postversendung.

Der Verfasser hat mit großem Geschicke und hervorragendem Talent der Jugend und dem Volke Österreichs ein Werk übergeben, das zu den besten und schönsten gehört. Er behandelt aus der Zeit des 30-jährigen Krieges die ruhmreiche Vertheidigung der mährischen Hauptstadt Brünn gegen die Schweden unter Torstenson im Jahre 1645. Der Commandant de Souches, die Bürger, Handwerker und Studenten wetteiferten in der Treue zum Kaiser Ferdinand III., und je schwerer die Kriegszeiten und je zerrütteter die Verhältnisse waren, umso herrlicher glänzen die Tapferkeit und der Opfermuth der Vertheidiger. Das ganze ist ein Ehrenbuch für Österreich und ganz vorzüglich geeignet, die Vaterlandsliebe zu stärken. Die Durchführung ist spannend, mustergiltig in der Form, tadellos auch als Jugendlectüre. Die schönen Bilder sind eine wahre Zierde des gediegenen Inhaltes. **Das Buch hat für ganz Österreich gleich großen Wert. Wir bekennen zum Schlusse, dass es würdig ist, in jeder Volks- und Jugendbibliothek einen Ehrenplatz einzunehmen, [illegible] den besten Büchern der Geschich[illegible] den christl.-päd Blättern).

Die Buchhandlung von

Fournier & Haberler

in Znaim

(gegründet 1823)

empfiehlt ihr reichhaltiges Lager von

Büchern & Zeitschriften

in allen Wissenschaften und Sprachen, geheftet und in eleganten Einbänden.

K. k. Schulbücher-Verlag.

Größtes Lager aller Schul- und Hilfsbücher für die Volks- und Bürgerschulen, sowie für die Mittelschulen und Fachlehranstalten.

Schreibmaterialien- und Papier-Handlung.

Große Auswahl aller Artikel für den Schulgebrauch zu billigsten Preisen. En gros & en détail.

Landkarten-Lager

Hand- und Wandkarten für den Schulgebrauch, Atlanten und Globen.

Musikalien-Lager

gut assortiert für den Unterricht auf allen Instrumenten.

Antiquariats-Buchhandlung.

Reichhaltiges Lager von Schul-, Sprach- und Wörterbüchern zu herabgesetzten Preisen.

Gebrauchte, aber gut erhaltene Schulbücher werden von uns eingekauft oder umgetauscht.

Buchdruckerei Karl Bornemann in Znaim